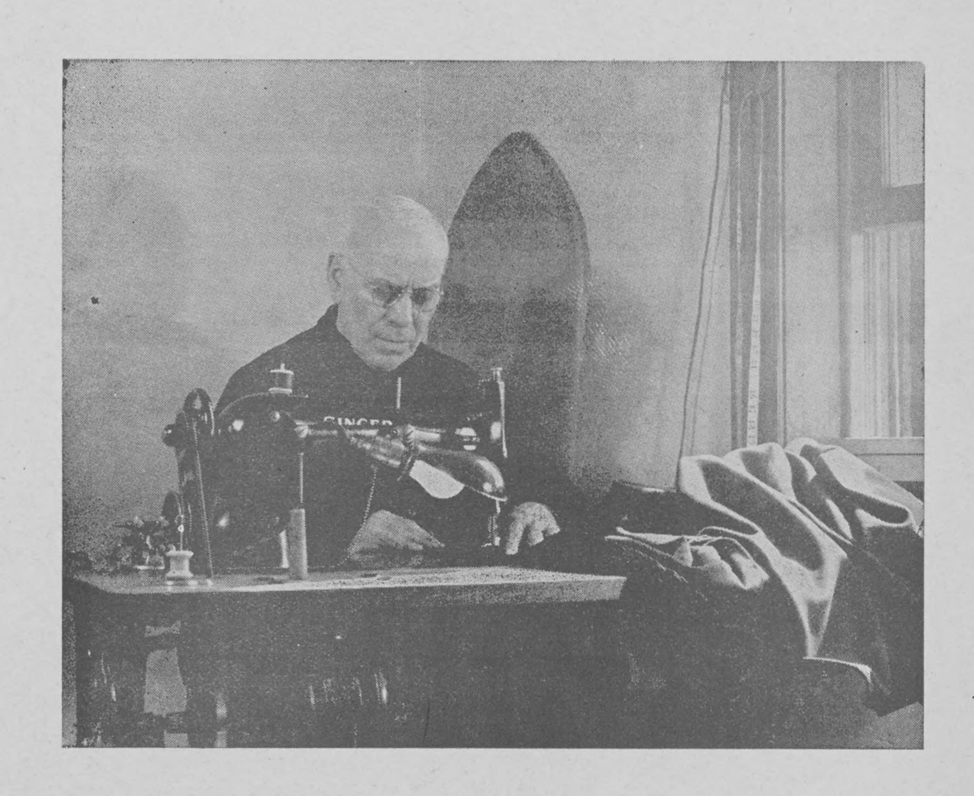
MARIENBOTE



Maerz 1946

Inhalt

Dies und Das .. 1
Ein Mutterherz .. 4
vom Reimmichl
Auferstehung .. 7
von Horst Schulte
Im Land des schwarzen Bären .. 11
von Jos. Schneider O.M.I.
Tetanus .. 12
Staats-Form .. 13
von Phil. Funke O.M.I.
Das Totmoor .. 15
von Kurt Felscher
Es fiel ein Reif .. 19
von Henriette Brey
Ich vergass es nicht .. 25
von Caro

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

Fr. J. Peters O.M.I. — Assistant Editor.

Nr. 6 **März 1946** **14. Jahrgang**

Dies und Das

Unser Hilfswerk. Mit grosser Freude haben wir festgestellt, dass unsere Leser hilfsbereit an unserer Seite standen, als wir sie um Hilfe für die Kriegsgefangenen baten. Bis heute haben wir $355.63 erhalten. Es kamen so viele kleinere Gaben zu uns, dass wir fast vier Seiten des Marienboten brauchten, wenn wir alle diese Namen veröffentlichen wollten. Wir halten es deswegen für unpraktisch, alle Namen zu veröffentlichen. Sollte jemand von unseren Wohltätern eine Quittung brauchen, dann möge er uns schreiben. Wir werden ihm die Quittung sofort schicken, damit er genau weiss, dass sein Geld von uns in Empfang genommen worden ist.

Für das Geld haben wir folgende Auslagen gemacht: Gebetbücher für die Gefangenen: $263.16. Zeitungen für die Gefangenen: $18.00. Postmarken und Versand: $8.42. Drucksachen: $18.00. Die ganzen Auslagen belaufen sich also auf $307.58. Wir haben demnach noch $48.05, die wir bis heute noch nicht verwendet haben.

Verschiedene Leser haben uns auch Bücher zugeschickt, die wir an die Kriegsgefangenen weitergesandt haben. Aus Holdfast, Sask., erhielten wir eine Monstranz, die ebenfalls in ein Gefangenlager geschickt wurde.

Wir möchten hiermit allen unseren Wohltätern unser herzlichstes "Gott vergelt's" ausdrücken. Der Marienbote hat hier mit seinen Lesern ein schönes Werk der Christenliebe vollbracht, durch das wir viele arme Menschen etwas glücklicher gemacht haben. Sie alle werden ganz gewiss lange an uns denken. Es ist nur zu schade, dass wir mit diesem Liebeswerk nicht eher beginnen konnten. Wir hätten noch viel mehr tun können.

Wie unsere Leser wohl aus der Zeitung oder vom Radio wissen, hat die canadische Regierung inzwischen alle Kriegsgefangenen nach England geschickt. Wir kamen mit unseren Geschenken gerade noch im letzten Augenblick. Wir glauben aber, dass eine grössere Gruppe von Kriegsgefangenen noch im Osten Canadas bleiben wird, um dort in der Holzwirtschaft zu arbeiten. Genaueres darüber ist uns noch nicht bekannt. Wir werden warten müssen, bis die Regierung uns davon benachrichtigt.

Sollte wirklich noch eine Gruppe Kriegsgefangener im Lande bleiben, dann werden wir suchen, das übrig gebliebene Geld an diese zu verwenden. Wir werden ihnen dafür Gebetbücher schicken. Sollte aber kein Kriegsgefangener im Lande bleiben, dann übersenden wir die uns gebliebenen $48.05 an das Päpstliche Hilfswerk für Kriegsnotleidende.

Kurz bevor die Gefangenen nach England verschifft wurden, schrieben uns noch verschiedene Gefangene, besonders gefangene Priester

und baten um Hilfe. Wir hätten noch ein tausend Gebetbücher brauchen können, wenn der Transport nach England nicht so schnell und so plötzlich stattgefunden hätte. War wir aber im letzten Augenblick noch tun konnten, das haben wir getan.

Liebe. Liebe ist der grosse Geist, der uns heute in der Welt fehlt. Jeder denkt nur an sich selbst, einen "lieben" Nächsten gibt es fast nicht mehr. Unsere Welt sieht nicht mehr, dass uns die Liebe genau so vonnöten ist, wie die grosse Sonne, die jetzt im Vorfrühling immer wärmer und immer leuchtender auf uns herabstrahlt. Wenn wir die Treue zueinander hätten, wie die Sonne uns Menschen Treue zeigt ,es wäre besser um uns gestellt. Frühling auf Frühling kommt sie wieder, Leben und Blühen auf unserer Erde erweckend. Sie kümmert sich nicht um Gute und um Böse. Sie hilft jedem, denn jeder braucht die Hilfe der Sonne.

Wir aber helfen nicht jedem. Wir helfen zu allererst nur uns selbst. Und dann unseren aller nächsten Freunden. Diejenigen, die wir als unsere "Feinde" betrachten, haben auf keine Hilfe der Liebe von uns zu hoffen. Wir Menschen haben uns eingeteilt in Freunde und in Feinde. Dem Freund können wir mit grösster Begeisterung helfen, den Feind können wir mit grösster Leidenschaft hassen. Und selbst unsere Liebeshilfe ist sehr oft vom Geiste des Hasses geleitet. Wir helfen, damit wir untereinander stark werden, stark genug, um unsere Gegner zu zerschlagen.

Die grosse, schöne Liebe, die Christus uns gepredigt, wo ist sie? Ein Leib sollen wir mit Christus sein und eine Liebe. All' die Millionen christgläubigen Katholiken der Welt essen an ein und demselben Tisch den Leib des Herrn. Ein und dieselbe Liebe trinken wir aber nicht, wenn wir dem Leib des Herrn geniessen. Sonst würden wir uns nicht hassen. Sonst würden wir die Menschen nicht einteilen in Alliierte und Axis. Wir würden in jedem unseren Bruder in Christus sehen und würden ihn als solchen behandeln. Christi Lehre ist, dass gerade derjenige, der uns feindlich gesinnt ist oder den wir als unseren Feind betrachten, jener Nächste ist, dem wir unsere Liebe am allerersten geben müssen.

Nietzsche erzählt von einem Mann, der am hellichten Tage mit einer Lampe auf der Strasse herumlief und eifrig nach etwas suchte. Die Leute fragten ihn, was er denn in solch einer verdrehten Art und Weise zu finden meine. Seine Antwort war: Ich suche Gott.

Gott kann man mit dem Lichte einer Lampe nicht finden. Könnten wir wohl die Liebe finden, wenn wir mit hellen Lampen die Strassen unserer Städte durchsuchten, oder die Häuser unserer Strassen und Dörfer und die Dokumente unserer Weltenführer des zwanzigsten Jahrhunderts? Grosses "Wissen" der Politik und der Technik können wir auf Schritt und Tritt wohl sehen. Die einfache Weisheit der Liebe aber, von der doch im Grunde alles abhängt, die treffen wir fast garnicht mehr. Diese Weisheit ist von uns gegangen, weil wir Herz und Türen vor ihr geschlossen halten. So schnell aber, wie diese Weisheit unsere Erdentäler verlassen hat, so schnell sind auch Hass und Zerrissenheit bei uns eingezogen und haben sich ihre Wohnungen unter uns aufgeschlagen.

Was aus diesen Wohnungen kommt, das sehen wir heute. Wir sehen es, wir können aber immer noch nicht einsehen.

Fastenzeit. In diesem Monat beginnt nun wieder die ernste Fastenzeit. Wenn wir Christen nur verstehen wollten, wozu diese Zeit da ist. Das Fasten und das Beten, beide sind sie nur dann von Wert, wenn sie in Liebe geübt werden. In Liebe, und nicht nur für die Rettung meiner eignen Seele, sondern als Quelle eines neuen Christengeistes, der von uns erlösend in die ganze Welt ziehen soll.

Wir alle sind ein Leib Christi. Darum sollte auch ein Geist unter uns herrschen. Der eine Geist im ganzen Christentum aber heisst: Hohe Liebe, die Gott verehrt, durch Jesus Christus, unseren Herrn. Diese hohe Liebe aber muss sich zeigen an der Liebe zum Nächsten.

"Wenn du sagst, du liebest Gott, liebst aber deinen Nächsten nicht, dann bist du ein Lügner," sagt die Heilige Schrift.

Sagt unsere heutige Welt nicht, sie liebe Gott? Hören wir nicht immer wieder, dass wir Christentum in der Welt wollen, und nicht Hitlerismus? Hitler ist nun fort. Wo aber ist unser Christentum? Im Munde führen wir es gross, sehr gross sogar. Unsere Tageszeitungen könnten manchmal platzen vor lauter "Christentum." Zugleicher Zeit aber geben sie sich auch die allergrösste Mühe, den "verfluchten Bruder" zu zertreten und zu zerfetzen. Wo aber dieses Bruderverhältnis lebt, da ist auch schon gesagt, wie und was das Christentum in Wirklichkeit ist, das heute — nicht von Christus, aber von der Welt gepredigt wird.

Wir waren alle empört, als wir von den Bestialitäten der Naziwirtschaft hörten. Heute aber ist es unpatriotisch, sich über Dinge zu empören, die im Hitlerstil von anderen vollbracht werden.

Als Christen aber sollen wir des Heilandes gedenken, der, am Kreuze sterbend, liebend zum Himmel hinaufbetete: "Vergib ihnen, Vater, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Durchleben wir in diesem Sinne die kommende Fastenzeit. Opfern wir sie auf als Sühneandacht für die Sünden der Lieblosigkeit, die in der ganzen Welt — auch bei uns — die Heiligkeit Gottes beleidigen. Opfern wir und beten wir um den grossen Geist der Liebe Christi für alle Welt, für Freund und Feind, für die, die wir lieben, und auch für die, die uns hassen. Ohne diese Gesin-

nung wäre unser Opfern und Beten nichts. Der Himmel würde es nicht annehmen.

Bleiben wir in der Liebe Christi. Christus liess sich kreuzigen, so treu blieb er dem Grundsatz der Liebe. Nehmen wir auch lieber alles auf uns, als dass wir die Liebe brächen.

Ein neuer Marienbote. Wir hoffen unseren Lesern im Laufe des Sommers einen ganz neuen Marienboten geben zu können. Neu wird seine Schrift sein. Wir wollen den Marienboten in einer schönen, grossen und klaren deutschen Schrift veröffentlichen, so dass ihn jeder lesen kann. Dann wollen wir ihm noch mehr Seiten geben.

Sehr viele unserer Leser haben uns nämlich gebeten, wir möchten den Marienboten doch grösser machen, damit sie mehr darin zu lesen fänden, Im Sommer wollen wir diesen Wunsch unserer Leser erfüllen.

Dann wollen wir auch mehr Bilder bringen. Bilder aus unserem Canada, Bilder aus dem Leben unserer katholischen Gemeinden und aus dem Leben unseres Farmers.

Wenn der Herrgott und wenn unsere Leser uns helfen, dann sollte das Werk wirklich gelingen. Unsere Leser sollen einen Marienboten in die Hand bekommen, auf den sie stolz sein können. Auch der alte, gute Schusterseppel wird wieder mitmachen. Während der letzten Zeit ist er krank gewesen. Jetzt beginnt er sich aber wieder "jung" zu fühlen, wie er gesagt hat. Und wenn der Schusterseppel sich "jung" fühlt, dann schreibt er auch.

All' diese Neuerungen am Marienboten kosten selbstverständlich ein sehr schönes Stück Geld. Und Geld, das wissen wir alle, wächst nicht auf den Bäumen. Wir werden unseren Lesern mehr geben als bis jetzt: Schönere Schrift, mehr Seiten und mehr Bilder, dann ist es wohl klar, dass auch die Leser mehr geben werden müssen. Deshalb wird der Marienbote vom Sommer ab auch nicht $1.00 für das Jahr kosten, wir werden $2.00 fürs Jahr nehmen müssen. Dafür bekommen unsere Leser aber auch einen grösseren und viel schönern Marienboten.

Der Marienbote erscheint nun schon seit fast 14 Jahren. Die Zeit schreitet voran. Der Marienbote darf nicht nachbleiben. Sehr viele Katholiken lesen andere, nicht katholische Blätter, weil diese "dicker" sind und viel schöner als die "armen" katholischen Zeitschriften. Man wirft uns vor, wir seien sehr arm an Geist, darum könnten wir nicht so schöne Blätter herausgeben als die Welt es tut.

Wir sind arm an Geld. Am Geist sind die Katholiken ganz gewiss reicher als all die vielen Zeitschriften, die da so bunt und so trotzend unter uns verkauft werden. Wenn wir Geld haben, dann können wir es noch viel besser tun als die reichen Zeitungen. Und wir wollen versuchen, es auch besser zu machen.

Wenn die Aenderung kommt, dann darf uns keiner unserer Leser verlassen. Im Gegenteil: Hier müssen wir katholische Zusammenarbeit zeigen. Wir in der Redaktion werden am Kleide und am Geiste des Marienboten arbeiten, unsere Leser aber müssen die Arbeit des Verbreitens übernehmen. Keiner darf uns verlassen, und keiner darf ohne neuen Leser bleiben. Wenn die Leser uns nicht helfen, dann könnten wir uns schwer verrechnen. Darum bitten wir heute schon: Bleibt dem Marienboten treu, wenn die Aenderung kommt. Sucht uns neue Leser, damit wir unsere Kosten decken und mit der Zeit den Marienboten noch grösser machen können.

Der Schriftleiter.

Wir haben die Tage, die Stunden gezählt,
wir haben gehofft und gebangt,
mit hungriger Seele uns wiedergequält,
verzweifelnd nach Frieden verlangt.

Das Jahr ist zu Ende
und unsere Hände
sind immer noch leer.

Es nagen die Zweifel in nächtlicher Stund,
verhüllen in Nebel die Sicht.
Wir missen die Tiefe, wir missen den Grund,
wir fühlen uns ohne Gewicht.

Ein Jahr ist zu Ende
und unsere Hände
sind immer noch leer.

Wir möchten wie Kinder dem Schicksal entfliehn
und rasen in eigenes Leid.
Wann haben wir endlich dem Leben verziehn,
zu Freuden und Leiden bereit?

Ein Jahr hat begonnen
und unsere Hände
sie greifen hinein.

Ein Mutterherz

Vom Reimmichel.

Beim Kemater in Gilgen herrschte ein reges und fröhliches Treiben. Die Bäuerin stand am Herde und legte von den gelben Hochzeitskrapfen eine Reihe nach der anderen in die prasselnde Schmalzpfanne, drehte sie mit dem Spiess um, sobald sie aufgingen, und legte sie eilig heraus, sobald sie ein rotes Röckchen angezogen hatten. Die Mägde scheuerten den Boden in Stube und Gängen, Die Knechte banden vor dem Hause buschigge Taxgewinde, rammten Stangen in die Erde, schmückten sie mit Tannenreisig und bunten Fähnlein, während die Dorfjugend gaffend herumstand und sich fortwährend als Handlanger aufdrängte. Auf allen Gesichtern lag ein freudiger Schimmer. Das frohe Plaudern und das helle Lachen wollten nicht verstummen. — Vorgestern war der Joseph, ein Kind des Hauses, als Primiziant (neugeweihter Priester) heimgekommen, und übermorgen sollte in der Gilgener Pfarrkirche die feierliche Primiz (erste hl. Messe) stattfinden. — Diesem hohen Festtage galten all die Vorbereitungen, auf diesen Ehrentag des Hauses bezogen sich die freudigen Mienen. Joseph war der einzige Bub im Kematerhofe, und doch gehörte er eigentlich nicht in die Familie. Vor dreiundzwanzig Jahren hatte ihn der Kemater als weinendes Kind am Haustore liegen und neben dem Kinde einen Zettel gefunden, auf dem in blassen Zügen geschrieben stand:

"Ich bitte um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmet dieses Kind an. Es ist ehelich, getauft und heisst Joseph. — Unser lieber Herr wird euch zahlen.

Eine unlückliche Mutter."

Die beiden Kemater-Eheleute hatten den fremden, etwa zweijährigen Knaben, ohne weitere Nachforschungen in ihr Haus genommen, hatten ihn gepflegt und gehegt wie ihr leibliches Kind, hatten ihm ihren Familiennamen gegeben und ihn so lieb gewonnen wie ihr eigenes Töchterlein, das beiläufig im selben Alter stand. — Der Knabe wuchs heran und hätte es in nichts gefühlt und beim Kemater wohl auch nicht erfahren, dass er bloss ein angenommenes Kind sei, wenn ihn nicht geschwätzige Nachbarsleute darüber aufgeklärt hätten. — Als der Joseph später Lust zum Studieren äusserte, gaben die Zieheltern bereitwillig ihre Zustimmung und trugen auch gern die Kosten, welche das Studium verursachte. Der Joseph lohnte ihnen ihre Güte durch Fleiss und gute Aufführung. — Die beiden Kematerleute wussten sich vor Freude kaum zu fassen, so oft der Student in die Ferien kam und ihnen jedesmal ein Zeugnis vorlegte, das ihm einen der ersten Plätze in der Klasse zuwies. — Als der Joseph später in die Theologie eintrat und das erstemal in einem langen schwarzen Rocke heimkehrte, weinten seine Zieheltern helle Freudentränen und bekannten einander fast mit Scham, dass der Joseph ihnen mehr angelegen sei als ihre eigene Tochter, das Nannele.

Aber noch eine Person lebte auf dem Kematerhofe, die den Joseph in ihr Herz geschlossen hatte. Es war dies die Kühmagd und Sennin — Julie mit Namen. — Die Julie war zur Zeit, als Joseph seine Studien vollendet hatte, bereits zwanzig Jahre im Hause. Sie war eine treue Seele, aber immer so tiefsinnig und traurig. — Man machte ihr daraus keinen Vorwurf, denn die Julie hatte eine traurige Geschichte hinter sich. — Als junges bildhübsches Mädchen hatte sie den Tamserjosl, einen armen, aber fleissigen Weber, geheiratet. Bloss ein Jahr hatten sie glücklich miteinander gelebt. — Der Josl war eine heftige, jähzornige Natur. Ein Jahr nach der Heirat erstach er im Streit einen Nachbar. Er wurde eingezogen und zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Julie konnte sich vor Schmerz und Jammer kaum fassen. Sie zog ihrem Mann nach in das Städtchen, wo er eingekerkert war, und nahm dort Arbeit, um doch ab und zu den Josl besuchen zu können. Dort soll ihr, wie die Leute erzählten, ihr einziges Kind gestorben sein. Der Josl hielt die achtjährige Kerkerhaft nicht aus, schon nach 6 Jahren starb er aus Gram und Herzwehe im Zuchthaus. Abgehärmt und gebrochen kam die Julie zurück nach Gilgen. Beim Kemater bat sie unter Tränen, man möge sie als Magd annehmen. Ihr Aussehen erweckte den Glauben, dass ihr der Tod bereits im Herzen sitze; aus Mitleid nahm man sie trotzdem auf und übertrug ihr anfangs nur die leichtesten Arbeiten. Aber die Julie griff überall ungeheissen zu, und je mehr sie arbeitete, desto gesunder wurde sie. Die kräftige Kost trug wohl am meisten dazu bei.

Diese Magd hing mit Leib und Seele an dem Joseph. Sie wusch und kämmte den Knaben, als er noch klein war, besserte ihm die Kleider aus, steckte ihm, wo sie nur konnte, einen Leckerbissen zu, herzte und liebkoste ihn, als ob es ihr Kind wäre.— Als der Knabe auf die Alpe kam, wo die Julie Sennin war, das Vieh zu hüten, sass das Weib oft stundenlang neben dem Jungen, lehrte ihn verschiedene Sprüche und Gebete, erzählte

ihm Geschichten aus der Bibel usw. Als der Joseph studieren ging, äusserte niemand lauter seine Freude als die Julie. — Während des langen Schuljahres fragte sie wohl jede Woche: "Hat der Joseph nicht geschrieben?" "Lasst der Joseph nichts hören?" Wenn ein Brief des Studenten vorgelesen wurde, horchte sie mit gespannter Aufmerksamkeit, um kein Wort zu verlieren. — Wenn der Student in den Ferien zur Alpe hinaufstieg, tischte sie ihm das Beste auf, was sie hatte; oft setzte sie sich ihm gegenüber, und schaute ihm die längste Weile stumm in die Augen, fuhr sich dann mit der Schürze über das Gesicht und eilte hinaus. So oft Joseph in das Studentenstädtlein abreiste, drückte sie ihm einen Silbertaler in die Hand und sagte mit unsicherer Stimme:

"Joseph, betest mir wohl ein Vaterunser und eines für meinen Mann, gelt, Joseph?"

Sobald dann der Junge ihren Augen entschwunden war, liess sie ihren Tränen freien Lauf. Plötzlich aber sagte sie zu sich selbst:

"Solltest nicht weinen ..... musst eigentlich unserem Herrn danken, weil er alles so schön gerichtet hat! . . . Es geht ihm nichts ab, dem Joseph, er hat alles, was ihm gut ist! . . . Und dein gehört er ja nicht mehr, musst dich nur dreinschicken!"

Dann schluchzte sie wieder laut auf:

"Aber er ist halt doch mein Kind, das ich am Herzen getragen! . . . O wenn ich g'rad' einmal das Wort 'Mutter' von ihm hören könnt'! Wenn ich g'rad' einmal 'mein lieb's Kind'! zu ihm sagen möcht'!" —

Die zärtliche Liebe und Sorgfalt der Julie gegenüber dem Knaben war mehr als auffallend; jedoch im Kematerhofe war man es so gewohnt; es kam niemandem der Gedanke, dass hier engere Bande obwalten könnten. — Und doch war Joseph das Schmerzenskind der Julie,

Die Julie hatte den Knaben einige Wochen vor der Untat ihres Mannes geboren. Der Knabe war ihre einzige Freude und ihr einziger Trost während der schweren Leidenszeit in der Stadt. Aber auch dieser Trost ward ihr verbittert. Sie fühlte sich plötzlich krank und wurde von Tag zu Tag schwächer; wie ein Stein drückte der Gedanke auf ihr Herz: "Was wird aus dem Kinde werden, wenn mich die Krankheit niederwirft, wenn ich nicht mehr bin?" Auch malte sie sich in anderer Weise die Zukunft ihres Kindes in den dunkelsten Farben aus. Sie sah den Knaben mit seinem befleckten Namen überall ausgestossen, überall als das Kind des Zuchthäuslers beschimpft und misshandelt. Je inniger sie das Kind liebte, desto bitterer ging ihr dessen Los zu Herzen. In diesen Zeiten der Angst und Sorge kam ihr das erstemal der Gedanke, das Kind bei guten Leuten unterzubringen. Tage- und wochenlang kämpfte sie gegen ihr eigenes Herz; als aber ihr Leiden sich verschlimmerte, machte sie sich mit dem Kinde auf in ihre Heimat. Den Kemater, den sie als wohlhabenden und guten Mann kannte, wollte sie um Gottes willen bitten, ihr Kind anzunehmen. Auf dem Wege in die Heimat fiel es ihr wieder doppelt schwer auf die Seele, dass ihr Kind sein Lebtag den Schandfleck des väterlichen Namens behalten sollte. Da fasste sie den Entschluss, das Kind vor dem Kematerhofe niederzulegen, ohne dessen Herkunft zu offenbaren. — Besser kein Name als einen befleckten!

Sie brachte diesen Entschluss am nächsten Tage in aller Frühe zur Ausführung. — Hierauf begab sie sich eilends zu einer alten Muhme, die zwei Stunden von Gilgen entfernt lebte. — Dort vernahm sie bald, dass in Gilgen ein Kind weggelegt worden sei, und dass der Kemater es an Kindesstaat angenommen habe. Schmerzbewegt und doch einigermassen getröstet, kehrte sie in die Stadt zurück. — Als ihr Mann gestorben war, suchte sie beim Kemater in Dienst zu kommen, um wieder bei ihrem Kinde zu sein. — — —

Es hatte ihr grosse Ueberwindungen gekostet, all die zwanzig Jahre hindurch die stärksten

Gefühle zu bezwingen und neben ihrem Kinde zu leben, ohne sich als Mutter zu verraten; aber sie hatte es sich gelobt, eher sollte ihr das Herz brechen, als dass sie ein Wort sagen und dadurch dem Namen ihres Kindes einen Makel anhängen würde.

— — — — — — — — — — —

Vor zwei Tagen war Joseph als Primiziant feierlich in Gilgen eingezogen. Der Julie war es leider nicht möglich gewesen, zum Empfang von der Alpe herunterzukommen. Der Bauer hatte sie gebeten, sie möge droben beim Vieh bleiben, dafür werde er in den nächsten Tagen den Primizianten hinaufbringen und von ihm die Alpe segnen lassen. — Als die Glocken so feierlich in die Berge hinaufklangen und der Pöllerknall sein grollendes Echo in den Schründen und Klüften weckte, da hatte die Julie laut aufgeweint und war dann den ganzen Abend aus dem Weinen nicht mehr herausgekommen — sie wusste nicht, ob sie aus Schmerz oder aus Freude weinte. — Gestern hatte sie den ganzen Tag sehnsüchtig gewartet, — heute in der Früh hatte ein Kühbub die Nachricht gebracht, dass der Bauer mit dem Primizianten auf Mittag heraufkommen werde. — Die Julie zog ihr Feiertagskleid an und setzte sich vor der Almhütte auf eine Bank. Lange spähte sie vergeblich den Almweg hinunter. Endlich kamen sie. Die Julie zitterte vor Aufregung. — Der Primiziant winkte schon von ferne mit der Hand und rief:

"G r ü s s G o t t , Julie! Wie geht's, wie geht's?"

"Es geht gut," erwiderte sie, dann eilte sie auf ihn zu, erfasste stürmisch seine Rechte, drückte einen heissen Kuss darauf und wollte die Hand nicht mehr auslassen; der Primiziant musste ihr dieselbe mit sanfter Gewalt entziehen. Sie haschte noch einmal darnach und sagte:

"Recht viel Glück wünschen tu' ich, Herr Joseph, recht viel tausendmal Glück!"

"Es gibt eine ganz grosse Gruppe braver Menschen, die des Glaubens sind zu glauben. Sie wähnen, vom alten Glauben durchdrungen zu sein und beten doch nur gedankenlos die vorschriftsmässigen Formeln nach, die Kirche, Staat, Gesellschaft — und ihr eigenes Wohlbefinden ihnen vorschreiben. Das haftet nicht mit zähen Wurzeln im harten Felsgestein selbstgefügter, zwingender Gründe, innerer Erlebnisse: Es wuchert locker auf der Oberfläche: der Ueberlieferung durch andere. Ihre eigenen Zweifel überwinden diese "Gläubigen" nicht. Sie ersticken sie. Für die Gründe anderer sind sie taub, sie wollen sie nicht einmal anhören. Sie halten jeden Zweifel und Widerspruch für Frevel an der "göttlichen Weltordnung"."

G r o t t f u s s.

In der Almhütte war der Tisch schon gedeckt und mit Butter, Käse und allem Möglichen beladen. Nachdem die Gäste einen kleinen Imbiss genommen hatten, mahnte der Bauer zum Weitergehen in die Hinteralm. Da bat die Julie flehentlich:

"Bauer, seid so gut, lasst mir den Herrn Joseph g'rad' heut' ein bisschen da, ich werd' ihn ehedem nicht mehr oft sehen!"

Der Bauer hatte nichts dagegen; wenn der Joseph bleiben wolle, möge er nur bleiben; er selbst müsse ein wenig beim Vieh nachsehen und werde bald wieder zurück sein.

Der Joseph blieb nicht ungern. Die Julie setzte sich ihm gegenüber und schaute ihm unverrückt ins Gesicht. Sie hatte sich so manche schöne Rede zusammengedacht, aber sie brachte nichts heraus. Es würgte und drückte sie in der Kehle, sie musste immer wieder hinausgehen und weinen.

"'Aber, Julie," fragte der Primiziant, "was hast denn? Du redest heut' kein Kort und hast alleweil die Augen voll Wasser."

"Halt g'rad' soviel freuen tut's mich, Herr Joseph, soviel freuen, dass du's soweit gebracht hast — gelt, ich darf wohl mit du reden? Das Ihrezen bring' ich nicht zuwege."

"Julie, red' g'rad', wie du's gewohnt bist."

"Gelt, Herr Joseph, tust mich nicht vergessen, wenn du nicht mehr herkommst?" flehte das Weib.

"Gewiss nicht, Julie, mein Lebtag nicht!"

Die Julie ging abermals hinaus und blieb längere Zeit fort.

Als sie wieder kam, hatte sie ein geblümtes Geldbeutelchen in der Hand. Sie legte es vor dem Primizianten auf den Tisch und sagte recht innig:

"Herr Joseph, da hab' ich ein kleines Primizgeschenk. Ich hab' es mir seit vier Jahren zusammengespart und hab' mich lang' schon gefreut, dass ich dir's geben kann . . . . Ist nur eine Kleinigkeit, aber ich hab's nicht mehr . . . . oben drauf im Beutel liegt ein silbernes Kreuzl, das hat mir mein Mann zur Hochzeit geschenkt . . . . Gelt, du tust's wohl annehmen, du machst mir die Freud'?"

Der Primiziant öffnete das Beutelchen. Es lagen wohl an die fünfzig Silbergulden drinnen.

Er schob das Geld zurück und sagte:

"Nein, Julie, das ist zu viel! Das kann ich niemals behalten; es ist dein sauer verdienter Lohn . . . eine Kleinigkeit meinethalben will ich nehmen, aber soviel nie und nimmer!"

"Lieber Joseph, du tust mir wehe . . . Schau', ich hab' noch gar nichts für dich getan und möcht' halt auch gern einen Teil haben an der grossen Freud', einen ganz kleinen Teil . . . Geh', Joseph, sei so gut, nimm' mir nicht die Freud' . . . Steck' ein die Kleinigkeit und sag' niemand etwas . . . . gelt, Joseph?"

"Aber Julie, was soll denn ich dir dafür geben?"

"Was wirst du mir geben? Nichts! . . . Ein bisschen einschliessen tust mich halt bei deiner neuen Messe und den Josl, meinen verstorbenen Mann, auch, wenn er's noch braucht, gelt? — Er ist soviel schön gestorben, der Josl; unser Herr wird ihm wohl verziehen haben . . . aber, gelt du verstehst dich wohl auf uns bei deiner neuen Messe!"

"Gewiss, Julie, ganz gewiss . . . gleich nach meinen Zieheltern und meinen unbekannten Eltern kommst du an die Reihe."

"Ist schön, Joseph, dass du dich auf deine rechten Eltern auch verstehst, ist recht schön," sagte die Julie mit zitternder Stimme.

"Ja, wenn ich g'rad' wüsst', ob meine Mutter noch lebt, und wo sie ist . . . hundert Stunden weit tät' ich gehen, um sie herzuholen, dass sie sich mitfreuen könnte."

"Joseph! Joseph!" schrie das Weib auf; dann hielt es die Schürze vors Gesicht und schluchzte herzbrechend.

"Aber Julie, was hast denn?" fragte erschrocken der Primiziant.

Sie liess die Schürze hinuntersinken, ihre Mundwinkel zuckten, ihr Gesicht wechselte mehrmals die Farbe, es drängte etwas mit Gewalt heraus. Sie öffnete den Mund und schloss ihn wieder; endlich sagte sie ganz leise:

"Du tust mir soviel erbarmen, Joseph, g'rad' soviel erbarmen!"

"Warum tu' ich dir erbarmen, Julie?" forschte der junge Priester.

"Weil du keine rechten Eltern hast," flüsterte die Magd.

"Aber meine Zieheltern sind so lieb und gut mit mir."

"Freilich wohl, lieb und gut . . . musst ihnen schon recht danken, Herr Joseph."

Sie wurden durch die Rückkehr des Bauern unterbrochen. — Der Bauer lachte und scherzte heute in einem fort. — Er griff wacker bei den aufgestellten Essachen zu und drängte den Primizianten, ein Gleiches zu tun. — Nachdem beide sich gesättigt hatten, mahnte der Bauer zum Abstieg. Sie müssten heute noch den ganzen Vorderberg zur Hochzeit laden, und bis sie nach Hause kämen, wäre es sicher schon grau. — Sie machten sich auch bald auf den Weg. Als sie fortgingen, drückte die Julie dem Geistlichen noch einmal die Hand und flüsterte:

"Nichts sagen, Herr Joseph, gelt, nichts sagen!"

Er nickte mit dem Kopfe; dann zog er ein Bildchen aus dem Brevier und reichte es der Magd.

"Da hast ein Primizandenken," sprach er, "bald hätt' ich's vergessen . . . kriegst später schon ein besseres . . . und noch einmal recht grossen Dank!" —

Der Bauer zog ihn fort. — Die Julie küsste das Bild; sie drehte es um, da stand sein Name in dicken Buchstaben gedruckt: „Joseph Kemater." Sie fuhr sich wieder mit der Hand über die Augen, dann trug sie das Bildchen hinauf in ihre Kammer.

* * *

Der Morgen des Primiztages, des freudigsten Festes für die ganze Gemeinde, war angebrochen. Es war ein spiegelklarer Morgen. Kein Wölkchen trübte den Himmel, und der rote Sonnenschein rückte langsam und feierlich die jenseitige Talwand herunter. Im Dorfe war alles schon auf den Beinen. In der Pfarrkirche wurden viele hl. Messen gefeiert, und die Andächtigen gingen scharenweise durch das Portal aus und ein. Kirche und Häuser waren auf

Lied deutscher Auferstehung

von Horst Schulte

Du gibst mir Deine Hand, Deine wunde Hand,
Die kräftigste fürs deutsche Land.
Schwarz ruht die Trauer,
Weiss weht der Schnee,
Doch rot schlägt von Dauer
Ein Herz, das ich seh.

Ich greif zu Deiner Hand, zu der Kreuzes Hand,
Die christlichste fürs Vaterland.
Glauben gehämmert,
Tat neu vollbracht,
Steht auf! Es dämmert!
Der Heiland erwacht!

Der Kamerad der Welt, aus dem Seelenland,
Erfüllt mein Herz, das Liebe fand.
Tief war die Trauer,
Gedeckt nun mit Schnee,
Doch fest ist die Mauer
Mit der ich ersteh.

Gevierteilt, unser Land, ja das Vaterland,
Wählt Führung nur aus Gottes Hand.
Glauben gehämmert,
Tat neu vollbracht,
Steht auf! Es dämmert!
Erwacht! Erwacht!

New York: Januar 1946.

das festlichste geziert. — Julie, die Sennin, hatte um 4 Uhr in der Früh den ersten hl. Messen beigewohnt und war dann traurig zur Alpe hinaufgestiegen. — Gestern hatte es im Kematerhause einen förmlichen Streit abgesetzt, wer denn am Primiztage das Vieh auf der Alpe besorgen müsse. Der Bauer wollte der Sennin durchaus die Freude machen, an der Primiz teilzunehmen; aber keines von den Dienstboten mochte vom Feste zurückbleiben und die Sennin auf der Alpe vertreten. Schliesslich hatte die Julie erklärt, dass sie auch an diesem Tage ihren Dienst auf der Alpe besorgen werde, — sie könne ja vom Hirtenstein herunter der Feierlichkeit zusehen. — — Die Sennin hatte lange in ihrem Herzen gekämpft, bis sie sich entschloss, auch dieses Opfer zu bringen. — Schon wochenlang hatte sie sich auf diesen Tag gesehnt, mit Entzücken hatte sie in dem Gedanken geschwelgt, dass sie aus der Hand ihres eigenen Kindes unsern Herrn empfangen werde — allein, es sollte nicht sein. — Es durfte auch nicht sein. — Der Besuch des Primizianten auf der Alpe hatte einen wahren Sturm in ihrer Seele wachgerufen. Wenig hätte gefehlt, und sie hätte ihr Geheimnis v e r r a t e n. — Sie fürchtete, dass ihr Gemüt sie übermannen könne, wenn sie an dem Ehrentage ihres Sohnes teilnähme, und dass vielleicht der kleinste Anlass genüge, ihr den Mund zu öffnen und ihr das Geheimnis herausstossen. Dieser Gefahr durfte sie sich um keinen Preis aussetzen, der makellose Name ihres Kindes hing ja davon ab.

Heute in aller Frühe hatte die Julie einen wunderschönen Blumenstrauss für die Primiztafel gebracht. Der Strauss hatte einen riesigen Umfang und war aus Alpenblumen gewunden. Er war in folgender Art zusammengefügt: aussen herum etwas emporstehend schlang sich gleichsam als Rahmen ein Kranz von glühenden Alpenrosen, dahinter sass ein breiter Streifen von gelben "Schneehockern"; dann kam ein Ring von dunkelblauem Bergspeik, daran schmiegte sich ein Band von feuerroten Bergnelken, und über diesen lag ein schmaler Streifen von "Braunellen", die eine lichte Scheibe von Edelweiss einschlossen. In die weisse Fläche war aus Vergissmeinnicht überaus zart der Name: "Joseph" eingefügt. — Als die Julie der Kematerbäuerin den Blumenstrauss übergab, hatte sie gesagt:

"Einen schönen Gruss an den Herrn Joseph, und ich lass nochmals viel Glück wünschen."

Dann hatte sie eine Träne im Auge zerdrückt und war fortgeeilt.

Droben auf der Alpe, einen Büchsenschuss weit über den Hütten, schob sich der Bergrücken quer gegen das Tal hinaus. Auf diesen Vorsprung des Berges sass ein mächtiger Felsblock, der Hirtenstein genannt. Von hier aus fiel die Talwand beinahe senkrecht in die Tiefe. Zu Füssen, unmittelbar unter dem Hirtenstein, lag das Dörfchen Gilgen, in grünende Wiesen eingebettet. Man genoss vom Hirtenstein aus einen entzückenden Blick in die Tiefe, über das Dorf und die ganze Talebene.

Am Hirtenstein sass die Julie, neben ihr die Sennin vom Nachbar, Stanhofers Thrine. Die beiden Frauen blickten unentwegt hinunter in das Tal. Es kam ihnen vor, als schauten sie von einem Turme in das Dorf hinab, so nahe lag es bei ihnen, nur so tief, tief unten. Sie sahen deutlich den Schmuck an den Häusern, die Kränze und Triumphbogen. Zahlreiche Flaggen und bunte Wimpel tanzten in der Luft. Der Wind bliess lustig in das Flaggentuch hinein, kehrte bald die eine, bald die andere Farbe den Beschauerinnen zu, trug die bunten Schwingen blitzschnell gegen Himmel und liess sie wieder sachte an die Stangen hinunterfallen. — Schwarze Menschenhaufen standen auf den Plätzen und an den Wegen um die Kirche. Die Glocken sangen schon lange im harmonischen Chor zu den Bergen hinauf, und ein leises Echo aus den dunklen Wäldern sang ihnen ihre Melodie nach. — Da blitzte es im Anger hinter der Kirche auf, eine weisse Rauchsäule stieg in die Höhe, über die Rauchsäule noch hoch empor wirbelte ein blauer Ring, dann folgte ein dumpfer Knall, — ein majestätisches Echo grollte durch alle Berge, nach einer Weile kam ein unheimliches Murmeln aus der toten Eisregion hinter der Alm. — Das Läuten wurde noch feierlicher, die Böllerschüsse folgten sich Schlag auf Schlag, oft zehn, zwölf schnell hintereinander. — Auf der Dorfgasse formte sich der Festzug. — Die beiden Frauen schauten jetzt durch ein Spektiv; sie konnten alles genau sehen: den langen Zug der weissgekleideten Mädchen, die wallenden Kirchenfahnen, die Schützen mit ihren blinkenden Waffen und den tanzenden weissen Federn auf den Hüten, die Musikanten mit den schimmernden Instrumenten, die vielen geistlichen Herren im weissen Chorrock, den Traghimmel und darunter das Glänzen der kirchlichen Festgewänder. Jetzt trug der Wind die dumpfen Schläge der türkischen Trommel, die hellen Töne der Pfeifen und das Schmettern der Trompeten herauf, — der Zug setzte sich in Bewegung. — Die Julie hatte das Spektiv fortgelegt, sie war blass geworden; sie weinte nicht, aber sie zitterte am ganzen Leibe und faltete krampfhaft die Hände. Der Festzug bewegte sich durch das Kirchenportal und wurde immer kürzer. Als die letzten Nachzügler in der Kirche verschwunden waren, schaute die Julie immer noch mit stieren Blicken hinunter.

"Wenn man g'rad' beim Gottesdienst unten sein könnte," brach die Thrine das Schweigen.

Die Julie sagte nichts. —

"Ob der Prediger von den rechten Eltern des Primizianten etwas sagen wird?" nahm die Thrine abermals das Wort.

Die Julie zitterte und blieb still.

"Es ist eigentlich recht zu wundern," schwätzte die Thrine weiter, "dass ein Bub von so nichtsnutzigen Eltern eine solche Gnad' hat."

Die Julie wurde brennrot, dann sagte sie fast heftig:

"Thrine, was weisst denn du von den Eltern dees Primizianten?"

"Was alle Leut' wissen."

"Was wissen denn nachher die Leute?"

"Ja, hast denn keine Ohren?" tat die Nachbarin verwundert; "schon vor sechs Jahren hat man geredet, der Kematerbub gehöre dem Schelmjörg. Je grösser der Bub geworden ist, desto mehr ist die Aehnlichkeit mit dem Schnapsbrenner herausgewachsen. Schau' ihn nur an, den jungen Herrn — ist er nicht gerissen der Schelmjörg? Das ist eine bekannte Sache — der Primiziant — die heilige Weih ausgenommen — gehört den Schelmleuten."

Die Julie schrie auf:

"Es ist nicht wahr! Alles ist erlogen!" Dann schlug sie die Hände vor das Gesicht und weinte.

Der Schelmjörgg und sein Weib, die Liese, waren vor 30 Jahren aus Bayern eingewandert. Sie lebten noch kein Jahr in Gilgen, als ihnen schon jeder ehrliche Mensch aus dem Wege ging. Ihre Hütte im Tal, wo sie eine Schnapsbrennerei eingerichtet hatten, war der Zufluchtsort alles verkommenen Gesindels. Der Jörg war ein Meister, wo es galt, die Leute zu bestehlen oder zu übervorteilen. Die Liese war eine Diebshehlerin von geriebener Schlauheit, und man sagte ihr noch andere böse Dinge nach. Als der Weilerhof niederbrannte, hiess es allgemein, der Schelmjörg habe das Feuer gelegt, um bei den Löscharbeiten seine Taschen füllen zu können. Ihre halbe Lebenszeit waren die beiden Schelmleute im Zuchthaus gesessen. — Der Jörg war vor 13 Jahren im berauschten Zustand in den Talbach gefallen und ertrunken, von der Liese hatte man seit acht Jahren nichts mehr gehört.

Es durfte also nicht überraschen, dass die Julie so laut aufweinte, als die geschwätzige Freundin bestimmt erklärte:

"Der Primiziant gehört den Schelmleuten!"

Als die Thrine sah, welchen Eindruck ihre Worte auf die zartfühlende Nachbarin gemacht hatten, suchte sie zu begütigen:

"Geh, Julie, sei still! Gelt, hast den Joseph halt alleweil soviel gern gehabt? Ich hätt's nicht sollen sagen; hab' auch nicht gemeint, dass du's nicht weisst!"

Die Julie erhob den Kopf. Sie schaute die Thrine durchdringend an und sagte:

"Thrine, red' aufrichtig; ist's wirklich wahr, dass die Leute so über den Joseph reden?"

"Laut sagen sie's nicht," erklärte diese, "man will dem lieben, jungen Mann nicht wehe tun, er kann ja nicht helfen, dass seine Eltern so gewesen sind; aber still redet man's überall; ich hab's gestern wieder im Heimgart beim Spinner gehört."

"Thrine," bat nun die Julie, "sei so gut, schau' auf mein Vieh, ich muss hinunter ins Dorf!"

"Aber was ist denn? — Was kannst denn machen? — Was willst denn anfangen?" schrie die Thrine.

"Lass mich und schau' mir auf das Vieh!" sagte die Julie beinahe heftig. Dann lief sie in die Almhütte, zog ihre besseren Kleider an und stieg eilig den Berg hinunter. Auf dem Wege sprach sie mehrmals zu sich selbst:

"Der Sohn vom Schelmjörg! . . . Das darf er nicht bleiben! . . . Vom Schelmjörg! Vom Schelmjörg! — Nein besser ist vom Tamserjosl! Schlecht ist der Josl nicht gewesen, nur soviel gach, soviel gach!" (Jähzornig.)

Je tiefer die Julie hinunterkam, desto heller klangen die Glocken, desto mächtiger dröhnten die Böller. — Die feierliche Prozession war aus der Kirche getreten.

Als die Julie das Dorf erreicht hatte, war der festliche Zug gerade an der letzten Station angelangt. Das letzte Evangelium ward gesungen, und nun griff der Primiziant die Monstranz. Sein Gesicht war etwas gerötet, und eine andächtige Begeisterung leuchtete aus seinen Augen. — Die Julie schaute unverrückt in seine lieben Züge. Als er nun mit klarer, durchdringender Stimme die Versikel hinaufsang, da konnte die Julie nicht mehr hinschauen; sie zog ihr weisses Tüchlein heraus und weinte halblaut hinein. — Es tat ihr so wohl, dieses Weinen. — Auf dem Rückwege zur Kirche

Fische als Kletterkünstler

Es ist eine wenig bekannte Tatsache, dass viele Fische Nester bauen; noch erstaunlicher klingt es aber, dass einige Arten diese sogar — auf Bäumen bauen. Zu diesen zählt der der Familie der Meergrundeln angehörige Schlammspringer, der in amerikanischen Flussmündungen zuhause ist und stundenlang ausser Wasser lebt. Er klettert auf den Strand, und seine Vorliebe gilt den Mangroven mit ihren vielverzweigten Wurzeln, an deren Zweigen dieser seltsame Fisch mit Hilfe seiner starken Brustflossen und der Schwanzflosse empor klettert. Während nun das Weibchen das Nest unter den Mangrovenwurzeln baut, in das dann die Eier gelegt werden, bleibt das Männchen auf den Zweigen liegen und schützt sich mit rasch zusammengerafften Zweigen und Blättern gegen die Raubvögel. Nach einigen Stunden kehrt es dann in das Wasser zurück.

folgte sie der Prozession. — Jetzt fiel ihr auf einmal ihr Vorhaben bleischwer auf die Seele. Während sie vom Berge herabstieg, war sie fest entschlossen gewesen, so schnell als möglich Aufklärung in die Herkunft des Joseph zu bringen; jetzt krampfte sich ihr Herz zusammen; es schien ihr beinahe unmöglich, die Enthüllung zu machen. — Würde man ihr glauben? Was musste für ein Gerede entstehen! Was musste ihr Sohn von ihr denken? Wie würden die Kematerleute sie anschauen? — Bittere Aengsten stürmten auf ihre Seele ein. — Jedoch es musste geschehen! Es galt ja die Ehre und den guten Namen ihres Sohnes, ihres einzigen, lieben Kindes, zu retten. — Aber wem sollte sie sich zuerst offenbaren? Sie dachte an den Pfarrer, an den Kemater, and die Bäuerin; allein es schien ihr, dass sie doch am liebsten mit ihrem Kinde selbst reden könne.

Nach Beendigung der kirchlichen Feier zogen sich die geistlichen Herren für kurze Zeit in den Pfarrhof zurück, während im Gasthof die letzten Anstalten zum Festmahl getroffen wurden. Die Julie begab sich über eine Weile gleichfalls in den Pfarrhof. Dort bat sie, man möge ihr gestatten, mit dem Primizianten allein ein paar Worte zu reden, es gelte einer recht dringenden Sache. Man führte sie zum Primizianten. — Dieser nahm sie freundlich auf.

"Also bist doch herunten gewesen, Julie?" sagte er, "es hat mir wehe getan, als ich gehört hab', du müsstest auf der Alpe bleiben . . . Julie, sag' ist's nicht schön gewesen?"

"Freilich schön," erwiderte sie, "aber ich bin erst zur Prozession gekommen."

Dann fing sie an zu schluchzen und konnte kein Wort mehr herausbringen.

"Aber, Julie, was hast denn?" fragte der junge Herr etwas betroffen.

"Lass' mich g'rad' ein bisschen rasten, ich bin soviel müde!" schluchzte das Weib.

Er führte sie zu einem Stuhl; sie hörte nicht auf zu weinen. Ueber eine Weile sagte sie:

"Joseph, ich tu' mich so viel schämen."

"Vor wem denn schämen?"

"Vor dir und vor den Leuten."

"Aber warum denn, Julie?"

"Joseph, ich habe gefehlt an dir, schwer gefehlt!"

"Aber, geh, Julie, mach' dir keine Einbildungen! Du bist alleweil so gut mit mir gewesen — eine Mutter hätt' nicht anders sein können.

Da weinte sie auf:

"Joseph, ich bin deine Mutter!"

Der junge Priester trat einen Schritt zurück, ein Beben ging durch seinen Körper.

"Julie!" rief er laut, "meine Mutter! Ist's wahr?"

"Ich schwör' es beim dreieinigen Gott!" sagte die Frau in grosser Aufregung.

Da stürzte er auf sie zu, schloss sie stürmisch in seine Arme, drückte einen Kuss auf ihre Stirn und sagte mit zärtlicher Stimme:

"Meine Mutter! Meine liebe Mutter!"

Lange sprachen die beiden kein Wort. Auch der junge Priester musste weinen. Endlich sagte die Julie unter halberasticktem Schluchzen:

"Joseph, kannst du mir's verzeihen?"

"Mutter!"

"Mein liebes Kind! — O, wie wohl tut's, dass ich dieses Wort einmal aussprechen kann! — Ich hab's nicht bös gemeint; ... es ist mir schwer angekommen, bitter schwer, unser Herr weiss es... ich hab's nur dir zulieb getan... ganz dir zulieb!"

Wieder schwiegen beide, dann erzählte die Julie, wie sich alles zugetragen, wie der Josl, sein Vater, unglücklich geworden; nicht bös sei er gewesen, sondern nur soviel rasch und aufbrausend. — Sie schilderte ihr Elend und ihren Jammer in der Stadt, wie sie ihn, ihren Sohn, in der bittersten Not mit grossem Herzwehe fremden Leuten anvertraut, wie sie seine Herkunft verheimlicht, um ihn vor dem Makel des väterlichen Namens zu bewahren. Aus diesem Grunde habe sie auch zwanzig Jahre lang ihr eigenes Herz bekämpft, — schwer sei es ihr oft gewesen, bitter schwer, sich nicht als Mutter zu verraten. Sie hätte niemals ein Wort gesagt, wenn ihr nicht das böse Gerücht zu Ohren gekommen wäre. —

Der Sohn ergriff ihre Hand und sagte:

"Du liebe, gute Mutter!"

Sie schauten sich eine Weile still in die Augen — da klopfte es ungeduldig an der Tür. Der Primiziant hiess die Mutter dableiben und ging hinaus. Lange blieb er fort.

Die Julie zitterte an allen Gliedern. Sie war in bangen Sorgen, wie die Leute die Ueberraschung aufnehmen würden.— Plötzlich wurde es draussen lebendig. Die Türe ging auf, und sie drängten herein — der Pfarrer, die geistlichen Herren, die Kematerleute und viele Primizgäste. — Die Julie verhüllte ihr Gesicht. — Aber da sprach man ihr Trost und Mut zu und beglückwünschte sie von allen Seiten. Die Kematerbäuerin weinte vor Mitleid und Freude. — Schnell brachte man der Julie ihre Festtagskleider, und wie im Triumphe wurde sie zur Festtafel geleitet. — Sie konnte vor Erregung fast nichts essen, sie schaute nur fortwährend ihren Sohn an. — Als die Musik einen kräftigen, frischen Marsch anschlug, begann die Julie so heftig zu weinen, dass ihr Körper ganz erschüttert wurde. Man musste sie fortbringen. — Erst am Abend, als sie mit ihrem Sohn eine Stunde allein sein konnte, wurde sie ruhig. — Jetzt erst fand sie sich recht in ihr Glück hinein.

Nach wenigen Tagen musste der Primiziant abreisen, um sei-

(Schluss auf Seite 22)

Im Land des schwarzen Bären

P. Jos. Schneider O.M.I.

(Schluss)

Nur einer davon war deutscher Abkunft: Pater Eichelsbacher, aus der Diözese Würzburg, der seine besten Kräfte dem Lande geopfert und jetzt seinen Lebensabend im schönen Schwesternhospital in Smithers verbringt. Einer der Teilnehmer stammt aus Belgien. Zwei Patres sind Irischen Blutes und kamen aus den Ver. Staaten. Auch einige Französisch-Canadier fanden sich darunter. Mehrere haben ihre Freunde und Verwandten in der Normandie (Frankreich); mussten gerade in jenen Tagen am Radio vernehmen, wie die Invasionsheere der Allierten ihre Städte und Dörfer in Schutt und Trümmer legten.

Einige jüngere Kräfte aus Frankreich, die sich zur Retreat eingestellt hatten, entpuppten sich mir als wahre Missionare im alten Stil, wie ich jahrelang keine mehr gesehen. Jeder von ihnen versieht ein Gebiet von mehr als 100 Quadratmeilen Ausdehnung nördlich von der Bahnlinie bis über Fort McLeod und Fort Babine hinaus. Es ist ein Gebiet ohne Weg und Steg, wo nur einige Hundert Pelzjäger und Indianer sich ihrer Fürsorge erfreuen. Wandern umher im Boot oder zu Pferde oder im Winter, wenn schwerer Schnee den Urwald deckt, in Schneeschuhen mit dem Zelt auf dem Rücken und dem Stab in der Hand. Verbringen dann auch die sternenklaren Nächte unter freiem Himmel. Schaufeln sich ein Loch in den Schnee, bedecken den Grund mit Tannenzweigen ,spannen das Zelt gegen den Wind und schlafen in ihre Decken eingehüllt den Schlaf der Gerechten. Sie erzählten mir davon mit soldatenhafter Selbstverständlichkeit, ein Lächeln im Gesicht, über dem tiefer Friede sich breitete. Ich aber staunte um so mehr. Fühlte, als hätte ich mich vor ihnen niederwerfen und die Füsse küssen sollte. Ja, es rief mir lebhaft jene Abschiedsfeiern in die Seele, wie sie alljährlich in Friedenszeiten am Abend vor der Abfahrt der Heidenmissionare in unseren Klöstern stattfinden. Die ganze Gemeinde versammelt sich in der Kirche. Die Erwählten erscheinen mit Brevier und Hut in der Hand; sie setzen sich im Halbkreis vor dem Hochaltare nieder. Nach der Begrüssungspredigt knien sie hin, und der Obere erteilt ihnen die apostolische Sendung: "Gehet hin, geliebte Brüder, zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel und zu denen, die in Finsternis und Todesschatten sitzen . . . Gottes Engel mögen euch begleiten. Dem Unsichtbaren und Unsterblichen allein sei Ehre und Ruhm in Ewigkeit. Dann schreiten die Missionare die Altarstufen hinauf und stehen mit dem Gesicht zum Volke hingewandt. Vom Chor herunter erklingt das feierliche Lied: "'Wie schön die Füsse derer, die Frieden künden uns und Heil . . ." Und alle Klosterinsassen kommen und küssen ihre Füsse. Diese Szene trat mir angesichts jenes Heldentums wieder einmal lebendig vor die Seele.

Eins hätte jeder bei unsern hl. Uebungen am Fraser Lake bewundern können. Es ist die wahrhaft brüderliche Liebe und Eintracht, mit der alles vor sich ging. Trotz des bunten Durcheinanders der Nationalitäten schaffte alles im lieblichsten Einklang. Zusammen wurde gebetet und zusammen gegessen; zusammen den Predigten gelauscht und zusammen bei Tisch serviert. Jeder, ohne Rücksicht auf persönliche Eigentümlichkeiten in Aussprache und Akzent hatte bei den Mahlzeiten vorzulesen. Alle zusammen erneuerten am Schluss ihren Ordensschwur. Und alle zusammen liessen sich zum bleibenden Andenken auf der Freitreppe des Hauses photographieren. Zwei der Patres schienen die ganze Zeit besonders eng mit einander verbunden. Es waren zwei Veteranen aus dem ersten Weltkrieg. Das heisst, ich der Deutsche, und ein älterer Franzosenpater aus der Normandie; wir, die wir vor Jahren auf Befehl der Regierungen Feinde waren und auf einander geschossen haben. Wir machten viel Gespass zusammen, marschierten im alten Soldatenschritt Arm in Arm und sangen dabei vor lauter Fröhlichkeit. Einer der Zuschauer schien davon ganz ergriffen und meinte: "Sind wir nicht ein wahrer Völkerbund?" Ja, das waren wir. Die verschiedensten nationalen Elemente geeinigt und verbrüdert im Namen und in der Liebe Jesu Christi. Die ganze Versammlung stand unter dem tiefen Eindruck eines Bewusstseins und das Ergebnis davon konnte nur grosse, helle Freude sein. Und was wir 14 auf diese Weise fertig brachten, sollte es nicht auch eines Tages von der Masse der Völker und Nationen des weiten Erdkreises erreicht werden? Sollten sie sich nicht einmal in der Liebe

(Schluss auf Seite 14)

TETANUS

Tetanus ist weder ein Schimpfname noch die Bezeichnung für einen römischen Gott, sondern der Starrkrampf, gegen den jeder Schweizer Soldat im Verlauf von zwanzig Tagen dreimal eine Schutzimpfung erhält.

"Morgen acht Uhr Impfen," hiess es im Tagesbefehl, den der Feldwebel einer Territorial-Einheit mit gewohnt feldherrn-haftlauter Stimme verkündete: "Die ganze Kompagnie besammelt sich vor dem Schulhaus in Iggswil!"

Ein leises Fluchen brandete in Wellen durch die Reihen der Soldaten.

Nach dem Hauptverlesen ging es in den Wirtschaften bei Most, Bier, Wein und echtvaterländischen Stumpen lebhaft zu.

"Ich lasse mich einfach nicht impfen," erklärte rundweg der kugelrunde, untersetzte Füsilier Bachmann. Korporal Möckli suchte ihn zu beruhigen, "das ist doch gar nicht so schlimm. Du bist doch sonst so tapfer, vor allem mit dem Maul!"

"Eine verd... Sauerei ist's," fiel der breischultrige, bärenstarke Füsilier Schuler ins Wort, "bei der ersten Impfung bin ich fast ohnmächtig geworden!" "Schäme dich, Schuler, ein so bäumiger Kerl wie du hat Angst vor ein paar Tropfen Impfstoff!", erklärte Pölschterli.

Bis zum Zimmerverlesen blieb die morgige Impfung das einzige Gesprächsthema, bei dem in allen Wirtschaften des Dorfes das Für und Wider erörtert wurde.

Am nächsten Morgen stellte sich die Kompagnie pünktlich und lückenlos dem Bataillonsarzt. Bedächtig schnallten je zehn Mann das Ceinturon ab. Langsam zogen sie Waffenrock und Hemd aus und traten beherzt, gleichgültig und vor allem angsterfüllt in den Vorraum zum Krankenzimmer. Ein Sanitätssoldat steckte ihnen die Thermometer unter die schweissigen Achseln, um das Fieber zu messen. Wenige Minuten später zogen die zehn Mann ins Krankenzimmer.

Männer sind meist keine Helden, wenn es gilt, Schmerzen mannhaft zu ertragen. Männer sind aber noch weniger Helden, wenn man die territorialen Heldenbrüste betrachtet. Da kommen sie der Reihe nach: die Engbrüstigen — auch diese kann das Militär brauchen — die Senkbrüstigen und die Normalen, die Zartbehaarten und die mit üppigem Haarwuchs, der tiefschwarz die Brust emporklettert und den Rücken hinunterläuft und den Soldaten ein affenähnliches Aussehen gibt. Dicke Schmerbäuche schieben sich durch die enge Krankenzimmertüre und Männer, deren Adamsapfel kühn und spitz in die Luft sticht. Ein norwegisches Sprichwort sagt: "Wenn die Kleider ab wären, sind wir fast alle gleich!" Das stimmt überhaupt nicht. Jeder ist anders als der andere und, nur mit der Hose bekleidet, grundverschieden!

Und nun sitzen diese starken und stämmigen Herren und Gebieter, diese Kronen der Schöpfung, recht armselig und fast verschupt mit gesenkten, eingezogenen Schultern auf einer Bank und harren der Tetanus-Impfung. Der Arzt macht nicht lang Federlesens. Er packt mit behenden Fingern die Haut der Brust, setzt mit sicherem, festem Druck die Spritze ein und stösst das vorgeschriebene Serum in die linke Seite, ein im Grunde genommen einfacher Vorgang. Die innern Vorgänge aber, die sich unmittelbar vor der Impfung im Hirne der Soldaten abspielen, sind äusserst verschieden und verwickelt. Die einen, das heisst die wenigsten, halten gelassen und mit männlichem Mute ihre Brust hin. Die andern beissen krampfhaft auf die Zähne, um tapfer zu sein bei der Starrkrampfimpfung. Im Inwendigen aber zittern und zagen sie vor Angst. Es braucht nur ein paar Kubikzentimeter Tetanus - Impfstoff, und schon sind die kräftigsten, selbstbewusstesten und energiegeladensten Männer armselige Schlotterer und kleinmütige Angsthasen, bebend und bangend, blass und bleich.

Sobald aber die Impfung vorüber ist, schwingen sie mit grossem Schwung ein paarmal den Arm, um — wie sie behaupten — das Serum richtig zu verteilen. Einige Sekunden verbeissen sie den vermeintlichen und wirklichen Schmerz. Plötzlich hellen sich ihre Mienen auf. Ein Lächeln huscht hurtig über das wettergebräunte Gesicht. Die unbegründete Angst ist verschwunden. Helle Heiterkeit erfüllt ihren Sinn, und schon wieder sind sie die starken, wakkeren, tapferen Männer, nach Taten dürstend.

Man darf es nicht laut sagen, eigentlich nur denken, aber es ist nun einmal so. Vor allem die breitschultrigen, stämmigen, bärenstarken Mannen sind ankenweich und feinfühlend, ja beim Anblick einer kleinen Tetanus-Spritze richtige Schlotterer und Angstmeier. Sie haben eine unsäglich bange Furcht vor ein paar Tropfen Impfstoff und sind bestimmt viel weniger tapfer als die Frauen.

K. N.

Staats-Form - - - Einsiedler-Serie

Von PHIL. FUNKE O.M.I.

Nazi-Bub und Einsiedler sind noch immer am Besprechen.

"Klausner, wenn die Nazi-Weltanschauung so schlimm ist, wie Ihr in eurem letzten Artikel erklärt habt, wie kommt es dann, dass so viele ernste Männer Europas, selbst Priester, sich im Anfange haben hinreissen lassen, und glaubten, die Bewegung würde etwas Grosses und Neues in die Welt bringen?"

"Kind, um das zu verstehen, müssen wir wieder Geschichte studieren. Als die Staaten Europas sich nach der Reformation von der katholischen Weltordnung losgerissen hatten, bildete man nicht neue Staats-Formen, sondern **fälschte** die ganze Auffassung vom Wesen des Staates.

Nach dem Naturgesetz muss jeder Staat auf drei Grundlagen aufgebaut sein: **Ordnung, Freiheit** und **Gemeinschaft.** Was ich damit meine, will ich kurz erklären.

Erstens: **Ordnung.** Wir nennen das auch das "Prinzip der Autorität", und du sollst dich wundern, was für sonderbare Ideen darüber auch heute noch in manchen Köpfen sind. Das "Gemeinwohl" verlangt, dass eine Obrigkeit, ein Führer, eine Regierung, oder nenne es wie du willst, das Recht zu Befehlen hat und dass die Glieder der Gemeinschaft sich diesem Haupte fügen, gehorchen. Denn wenn viele ein Ziel haben, müssen sie **denselben** Weg gehen, und dieser Weg muss von jemand festgelegt werden, dem das Recht dazu übergeben worden ist. Wo jeder seinen eignen Willen tun will, kann kein Werk gedeihen, wir sehen das ja selbst bei den Spielen, wie unsere "Hockey-games", oder "Baseball"-Spiele, wo immer zuerst ein "Umpire" angestellt wird, dem alle zu gehorchen haben, ob sie wollen oder nicht. Also: Zusammenarbeit verlangt Obrigkeit.

Die Obrigkeit muss aber auch für das **Gemeingut** sorgen, für das Glück der Glieder der Gemeinschaft. Es gibt ja keine Gleichheit unter den Menschen, wie man auch nicht von "Gleichheit" in einer Familie sprechen kann. Es gibt Arme und Reiche, Schwache und Starke, Gebildete und Ungebildete, und die Obrigkeit hat dafür zu sorgen, dass das Recht eines Jeden geschützt wird.

Dieses "Prinzip der Autorität" nun wird von allen modernen Staaten gefälscht. Zuerst haben wir den **Missbrauch** der Autorität: Die Obrigkeit braucht ihre Macht nicht für das Wohl des Volkes, sondern entweder für ihre eigne Verherrlichung, wie in den "absolutistischen" Staaten nach der Reformation bis zu der "König-Vergötterung" eines Ludwig XIV — oder für Privat-Zwecke: Bereicherung des Gross-Kapitals (in unseren modernen "Ausbeutungs-Staaten"), Unterjochung anderer Völker und Kolonien (Raub-Staaten) oder Aufzwingung von falschen Weltanschauungen (totalitäre Staaten).

Schlimmer wie der Missbrauch der Autorität ist die **Verneinung** der Autorität, indem man die Regierung einfach zu einem Spielball der "Mehrheit" macht. Hier haben wir das Wesen der "falschen Demokratie."

Der Nazi-Bub horcht auf.

"Klausner, lasst die gelehrten Reden, und erklärt mir lieber, was denn diese Demokratie bedeutet, die heute die ganze Welt retten soll."

"Freund, wenn du heute hundert Gelehrte und Staatsmänner, die da beständig von Demokratie reden, fragen würdest, was sie denn eigentlich unter Demokratie verstehen, so würdest du hundert verschiedene Antworten erhalten. Es wäre köstlich und unterhaltend, auf diese verschiedenen Antworten einzugehen, aber dann würde der Artikel wieder zu lang. Wenn ein jüdischer Rabbi im Radio sagt: Demokratie ist das, was unsere Vorväter in der Reformation und der französischen Revolution errungen haben — oder wenn Stalin sagt: die einzige richtige Demokratie ist der Kommunismus — andere: Demokratie ist Christentum, ist das Recht, anständig und friedsam zu leben — oder: Demokratie ist, dass uns keiner zu befehlen hat usw. — ja, es ist gesagt worden: Demokratie ist die protestantische Welt-Anschauung — aber auch: die katholische Kirche ist demokratisch — halten wir ein, es wird uns blau vor den Augen von all dem grünen Unsinn."

"Aber, Klausner, was ist denn Demokratie?"

"Nun, Demokratie, um es kurz zu sagen, ist eine **Staats-Form** (wie das Königtum, das Empire, der "Führer-Staat" und alle andern). Sie ist also keine **Weltanschauung,** und muss wie alle anderen Staats-Formen, auf der richtigen Weltanschauung aufgebaut sein, sonst wird sie grad so falsch wie die andern im selben Falle. Der Unterschied zwischen diesen Staats-Formen besteht nicht darin, ob eine Obrigkeit da ist (denn ohne Obrigkeit gibt es keinen Staat), auch nicht, wer der Obrigkeit das Recht gibt, zu befehlen, denn dieses Recht kommt in allen Staats-Formen **von Gott,** der die Menschennatur so gemacht hat, dass eine Obrigkeit nötig ist, um Ordnung zu haben —

sondern der Unterschied besteht einfach darin, wie es kommt, dass diese oder jene Leute dazu bestimmt sind, andern zu befehlen, Und das ist eine rein geschichtliche Frage, da sich ja der Staat aus der menschlichen Natur entwickelt hat. Die erste natürliche Obrigkeit war der Vater der Familie, und nach deren Weiter-Entwickelung der "Stamm-Vater", der Patriarch, der alle die Familien führte, die aus ihm "entstammt" waren, Da sich aber die Familien vermischten, wurde der stärkste "Patriarch" als "Hauptführer" bestimmt (Rex, König) oder der beste Kriegsführer als "Herzog". Königreiche schlossen sich dann zusammen, und wählten einen "O b e r k ö n i g", den "K a i s e r", um sie alle unter einen Hut zu bringen. Also alles Weiterentwickelung der der "V a t e r - I d e e", und der Gehorsam war "Treu - Gehorsam, Kinderstamm - Gefühl", welches die ganze Rasse zusammenhielt. Solche Staaten übernahmen dann manchmal andere, unzivilisierte Völker, um sie zuz erziehen und zu zivilisierten Menschen zu machen, wie es heute die Alliierten mit Deutschland machen wollen. Da war der Gehorsam dann strammer, wie im Feudal-System des Mittelalters und im Kolonial-Wesen nach der alten Auffassung. Freilich wurden auch manche Völker unterjocht durch Krieg, aber das war keine rechtmässige Autorität, sondern Tyrannei.

So sind fast alle Staaten des Mittelalters entstanden, und die Kirche segnete sie, und sah zu, dass sie alle in der richtigen Weltanschauung blieben.

Als aber in der Reformation die Staaten Europas sich mit Gewalt von der Kirche losrissen und anfingen, ihre Untertanen mit Leib und Seele zu knechten und für ihre eignen Zwecke auszubeuten ((Staats-Absolutismus), da empörten sich die Völker gegen diesen Missbrauch der Staatsgewalt, und führten eine neue Staats-Form ein, die "Demokratie". Mit reinen Händen ging das ja nicht immer ab, und es flogen manche unschuldige Köpfe mit den schuldigen. Aber wer weiss, was vorher geschehen war, versteht manches, auch in der französischen Revolution. Freilich gab es genug Teufel in Menschengestalt, wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, welche versuchten, und auch verstanden, die gerechte Bitterkeit eines verhetzten Volkes für ihre eignen teuflischen Zwecke auszubeuten und mit dem Missbrauch der Autorität auch die ganze Autorität, menschliche und göttliche, wie das Kind mit dem Bade, auszuschütten, aber das war geistiger Anarchismus, nicht Demokratie.

Was wollten die Leute, als sie die Staats-Form des Königtums abschafften? Sie wollten wieder anständige Menschen an die Regierung setzen, und sehen, dass sie für das Wohl des Volkes regierten, und nicht zu Tyrannen und Ausbeutern wurden, und daher beschloss man, aus dem eignen Volke Männer auszuwählen, welche das **Vertrauen der Mehrheit** ihrer Mitbürger besassen, und liess sie nur eine bestimmte Zahl von Jahren an der Regierung, damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Und hier haben wir die wahre Auffassung der "Demokratie", wie sie aus dem gesunden Herzen des Volkes herausgewachsen ist: Nicht das **Volk** regiert sich selbst, nicht die **Mehrheit** regiert, sondern man übergibt die Regierung Vertrauensmännern, welche das **Vertrauen** der Mehrheit besitzen, denn die "Mehrheit" ist ja dumm an Verstand, aber mit dem Herzen unfehlbar. Und diese Vertrauensmänner sollten das Volk regieren, nicht nach dem Willen der "Mehrheit", sondern für das allgemeine Volkswohl nach den Gesetzen Gottes in der Menschennatur.

Ob das Volk dann nur **einen** Vertrauensmann wählt, dem sie die ganze Macht übergibt (wie das eurem Führer im Kopfe war), oder ob man von jedem Teile des Volkes Männer auswählt (oder auch Vertreter jedes Berufes in einem "Standes-Parlament") ändert nicht das Wesen, sondern nur die Form der Demokratie, die eben nach dem richtigen Sinne, aus dem "Volksvertrauen" hervorging.

Freund, mancher schüttelt den Kopf, wenn er meine Erklärung von Demokratie liest, aber weisst du, dass man noch vor ein paar Monaten gerade über dieses Thema im canadischen Parlamente diskutiert hat, und einer der gebildetesten Staatsmänner Canadas grade diesen Punkt betont hat — freilich unter dem Spott und Hohngelächter unserer "modernen" Demokraten? Denn was diese Herren heute unter Demokratie verstehen, ist keine "Staats-Form", sondern eine "Weltanschauung": die Weltanschauung unseres politischen **"Liberalismus"**, einer Häresie, an der die modernen Staaten zu Grunde gehen. Und davon sprechen wir das nächste Mal, wenn es der Leserschaft nicht zu langweilig wird.

————o————

Im Lande des schwarzen Bären

(Schluss von Seite 11)

des Gottmenschen zusammen finden können, zu einem grossen, weltumspannenden, christlichen Völkerbund? Die Sehnsucht der Edelsten der Menschheit würde da zur grossen Wirklichkeit werden. Das berühmte Wort der Päpste würde sich erfüllen: "Pax Christi in Regno Christi". Christi Friede in der Welt, weil sie sich durch Annahme Seiner Lehren und Ideale fest und entschieden um Ihn geschaart hat.

"Gross sein heisst nicht ohne grossen Anlass
Sich rühren, nein, für einen Strohhalm selbst
Sich gross erheben, wenn's die Ehre gilt."

H a m l e t.

Das Totmoor

Helles Sonnenlicht zittert über dem Totmoor.

Es führt seinen Namen mit Recht; denn man kann stundenlang auf dem kaum fussbreiten Pfade gehen und trifft keine Menschenseele. Nur ab und zu streicht eine Krähe trägen Flugs über das Oedland und unterbricht mit heiserem Ruf die Stille. Nur wer den Weg genau kennt, darf ihn beschreiten; ein einziger falscher Tritt, und der Wanderer sinkt ein in dem trügerischen Boden, der, mit Binsen und niedrigem Schilfgras bedeckt, so prächtig grün lockt; sinkt ein tief und tiefer; kann sich nicht heraushelfen aus dem Sog, der ihn in den langsamen, qualvollen Tod hinunterzwingt.

Die Leute von Stephanshain drüben und Selbenhorst hüben kennen den Weg; selbst bei Mondschein wagen sie sich darüber; nur wenn die Nebelfrauen ihren Hexentanz aufführen, oder wenn das wütige Heer in den Lüften braust, machen sie gern den Umweg über die Landstrasse.

In der Erlenschänke in Selbenhorst sitzen drei Männer am Tisch und karteln. Der Linke-Bauer hat eins ausgegeben, denn er hat in der Stadt am Vormittag seinen Honig so gut verkauft wie seit langem nicht. Er lässt die Scheine in der Tasche knistern. Nun kann er Weib und Kindern neues Zeug kaufen. Lange genug hat er sich plagen und schinden müssen mit seinen Immen. Aber diesmal wars ein Flugjahr wie kaum jemals.

Der Zweite am Tisch ist der Förster; einer von der alten Art mit graugesprenkeltem, langem Vollbart, über dessen Gekraus die nie erkaltende Pfeife lustig qualmt.

Der Dritte hat sich so dazu gefunden, ist ein Mensch, von dem man nicht sagen kann, ob jung, ob alt. Er hat erst abseits am Fenster gesessen und ins Land hinausgeschaut mit leeren Augen. Da brauchten die beiden anderen den dritten Mann zum Skat, haben ihn angerufen und befragt, ob er mithalten wolle. Zuerst ist der Fremde zusammengezuckt: hat die Augen einen Atem lang zusammengekniffen. Dann ist er herübergekommen und hat zu den Karten gegriffen.

Nun spielen sie schon eine geraume Weile. Immer, wenn ein paar Runden herum waren, hat der Linke-Bauer eine neue Lage gestellt, bald Bier, bald einen Schnaps. In der Pause haben sie allerlei geredet, der Förster vor allem auch und der Linke, den sein Verdienst und das Getränk gesprächiger gemacht haben, als es sonst seine Art ist, Aber warum soll er sich nicht eins antun! Er hat sich's reichlich verdient.

Und wie er so erzählt in seiner breiten, bäurischen Mundart, horcht der Unbekannte immer mehr auf. Vom Totmoor sprechen sie auch: von dem schmalen Weg und den Gefahren, die dem Unachtsamen drohen. Immer wieder kneift der Fremde die Augen zusammen und spielt mit den Fingern an den Karten. Ueber hundert Mark hat der Linke-Bauer in seiner Brieftasche — ein schönes Stück Geld in der heutigen knappen Zeit. Und seine Taschen sind so leer wie ein ausgeschüttelter Habersack; zur Nacht muss er bei Mutter Grün ins Quartier gehen, bezahlen kann er eine Bettstatt nicht mehr.

Heiss und kalt wird es ihm unter der Weste, wenn er an die hundert Mark des Bauern denkt. Seit vierzehn Tagen irrt er arbeitslos durch das Land, hat keine Beschäftigung gefunden, ist immer mürrischer geworden, immer feindseliger, sieht in jedem Menschen, der etwas hat, nur den satten Geniesser.

Noch einmal nehmen sie die Karten auf: letzte Runde wird angesagt: Schiebermaschl! Mit zitterigen Fingern ordnet der Fremde die Kartenblätter — er hat ein paar Mark gewonnen. Wenn er jetzt Glück hat und sie behält oder gar noch etwas dazukommt, dann ist es gut; wenn er verliert, dann — — — Wieder kommt die fliegende Hitze über ihn; vor seinen leidmüden Augen flimmert es; unsicher greifen seine Finger nach den Karten. Er verliert die Uebersicht, spielt schlecht aus — die Markscheine wandern in die Hände der anderen zurück. Nur ein paar lumpige Pfennige bleiben ihm am Schluss bei der Abrechnung, die der Förster umständlich mit breitem Lächeln und viel Tabakqualm vornimmt. Der Linke-Bauer hat auch jetzt wieder Glück gehabt, noch ein paar Mark zu seinem schweren Gelde hinzugewonnen.

Durch die kleinen Kastenfenster, vor denen Geranienstöcke, Lack, Kressen und Nelkenbüsche in grellen Farben prahlen, fällt schräg die Sonne und zeichnet auf der sandbestreuten, rohen Diele lange Schatten. Sie

Erzählung von

KURT FELSCHER

mahnt zum Aufbruch. Wer noch über das Totmoor will, muss sich beeilen. In einer guten Stunde ist es finster, und der Mond geht erst später auf.

Der Förster rät dem Bauern zur Landstrasse. Aber der lacht bloss; er kennt ja den Weg wie seine Hosentasche. Wie wird sich sein Weib freuen, wenn er ihr die Scheine auf den Tisch zählen kann. Schnell drückt er dem Förster die Hand, reicht auch dem Fremden die Rechte und merkt in der Vorfreude der Heimkehr nicht, dass dessen Hand eiskalt ist wie die eines Toten.

Der Linke-Bauer schreitet rüstig zu. Anderthalb Stunden hat er bis nach Haus. Sein Häusel steht gottlob gleich am Ausgang des Totmoors. Er müsste ja ein Naar sein, wollte er bei dem Prachtwetter den weiten Umweg nach dem Dorfe über die Landstrasse machen, die gerade bei der Kirche einmündet, eine gute Viertelmeile von seinem Anwesen hügelaufwärts.

Eine halbe Stunde ist er schon unterwegs. Am Unkenloch, einem Erlenbruch, der sich quer durch das Totmoor zieht und ein wenig mehr Raum für einen menschlichen Fuss gewährt, macht er einen Augenblick halt. Er setzt sich auf einen Erlenstumpf und wischt sich den Schweiss von der Stirn. Er ist tüchtig gelaufen, und dann treibt der ungewohnte Bier- und Schnapsgenuss das Blut schneller durch die Adern. Das wird eine Freude sein daheim. Er hat ein gutes Weib, das mit ihm Leid und Freude trägt wie ein echter Kamerad, und seine zwei Bengel und die flachshaarige Mieke sind auch wohl gediehen. Einen neuen Rock wird er Muttern zum St. Michaeltag schenken, den Jungen ordentliche Drillichhosen und der kleinen Mieke eine neue Puppe; die alte hat ja keinen Kopf mehr, und mit Arm- und Beinwerk kann sie auch keinen Staat mehr machen. Und zwei Ferkel wird er kaufen; da gibt's im Winter Speck und Salzfleisch genug — und die Hälfte des Papiersegens wird er auf die Sparkasse in der Stadt einzahlen als Notgroschen.

Er muss den Segen wieder einmal beschauen, greift nach der Brusttasche und zählt laut Schein für Schein.

Plötzlich läuft ihm ein Schauer über den Rücken; ihm ist's als gucke ihm einer über die Schulter zu. Wie unter einem Zwange blickt er sich um und zuckt zusammen.

Wie aus der Erde gewachsen steht der Fremde aus der Erlenschenke hinter ihm, sieht ihn mit Augen an, die nicht verheissungsvoll blicken. Fahl spannt sich die Haut des Gesichts über den mageren Bakkenknochen, tief liegen die Augen in ihren Höhlen.

So sieht der Tod aus, fährt es dem Linke-Bauer durch das Hirn. Wie im Krampf greift er nach den Scheinen, die noch, zu einem Häufchen aufgeschichtet, auf seinen Knien liegen, will sie in die Tasche schieben. Da legt sich die Hand des Fremden schwer auf die des Bauern. Jetzt fühlt er die Eiseskälte, die dieser abgezehrten Arbeitshand entströmt; jetzt erst fällt dem Bauern auf, was für ein Riesenkerl dieser magere Fremde ist, der ihn mit flackernden Augen anstiert, dass dem Bauern das Blut in den Adern schier gerinnen will.

“Machen wir halbpart, Bauer,”' stöhnt der Fremde. “Ich muss Geld haben, sonst geh' ich vor die Hunde — fünfzig Mark — das andere behalt.”

Der Linke - Bauer sieht den Mann starr an. Der ist wohl nicht bei Sinnen: Sein schönes, schwer verdientes Geld soll er mit diesem hergelaufenen Kerl teilen? Das ist wohl der Dank dafür, dass er ihn in der Erlenschenke mit bewirtet hat: “Nein, das gibt's nicht! Bei Geldgeschäften hört die Freundschaft auf.

Der Bauer schiebt die Hand des Fremden zurück, steht auf und reckt sich so lang auf, als er nur immer kann und sagt barsch: “Da wär' ich ja ein Hansnarr, wenn ich das tät';” greift nach seinem Stock und will weiter gehen.

Da vertritt ihm der andere den Weg. “Bauer, seid vernünftig. Ich sag' euch noch einmal; ich muss Geld haben, hört' ihr, ich mus — sonst —.”

Der Bauer schaut in ein Paar Augen, in denen ein böses, grünliches Licht funkelt, sieht ein Paar Fäuste, die sich klobig ballen.

Also so einer ist das, denkt der Linke-Bauer; ein richtiger Wegelagerer. Es ist ihm nicht wohl, wenn er den langen Kerl so von unten betrachtet. Da wird ihm wohl nichts anderes übrigbleiben, als ihm die fünfzig Mark zu geben. Schon greift er nach der Brieftasche; aber dann zieht er die Hand wieder zurück. Das schöne, schöne Geld! Da ist der Notgroschen weg — alle Freude dahin! Nein und nein; er kann nicht, er will nicht! Was geht ihn der Fremde an; wer weiss, was der für ein Lump ist! Um den ist es gewiss nicht schade, wenn —

Der Bauer hebt seinen Stock und will dem Fremden einen Hieb versetzen. Aber der hat's vorausgesehen. Mit eisernem Griff packt er den Bauern am Handgelenk, entwindet ihm den Stock, reisst ihm die Geldtasche aus der Brust und gibt dem sich vor ihm Windenden einen Fusstritt, dass er vom Weg herunterkollert ins binsenüberwucherte Totmoor. Ein Schrei! Dann gibt's einen schluckzenden, ächzenden Laut und wird still. Nur ein paar Wasservögel schwirren erschrocken durch die Dämmerung.

“Er hat's gewollt — er hat's gewollt,” murmelt der Fremde, während er mit langen Schritten auf dem schmalen Pfade davoneilt, der sich wie ein graues Band durch die grüne Wüste schlängelt. Sein Herz hämmert ihm gegen die Rippen und wirft ihm heisse Schauer über den abgezehrten Leib. Nun ist er ein Mörder! So weit ist es mit ihm also gekommen! Ist er schuld? Nein, die Menschen sind es, die hartherzigen, verfluchten Men-

schen, die ihn von Ort zu Ort gehetzt haben mit kalten Worten, manchmal, je elender er wurde, wie einen räudigen Hund davonjagten mit Schimpf und Schande.

Noch vor Wochen war er in Arbeit und Lohn, hatte sein Brot; dann kam die grosse Stilllegung des Werks, und er musste gehen und neue Arbeit suchen. Suchen und suchen, ohne zu finden. Immer elender ging es ihm, immer fester legte sich Ring um Ring um sein Herz, bis es einen grossen Hass gegen alle gebar, die mehr besassen als er. Es gab kein Mitleid mehr auf der Welt! Wozu sollte er allein sich mit solchem Ballast schleppen? Was ging ihn der Linke-Bauer an? Wozu musste der satte Dummkopf so mit seinem Gelde prahlen? Das war auch so einer von denen, die einen Stein in der Brust tragen. Sein Weib, wenn er eins hatte, würde nicht anders sein.

So sucht der Mann seine Gewissensnot zu übertönen, hastet weiter auf dem schmalen Pfad, der immer undeutlicher wird. Nach einer Stunde sieht er vor sich etwas blinken und erkennt ein kleines Fenster, das wie ein müdes Auge durch die Dunkelheit blinzelt.

Plötzlich peinigt den Mann ein nagendes Hungergefühl. Seit dem frühen Morgen hat er keinen Bissen in den Leib bekommen; gestern hat er auch nur ein paar trockene Brotrinden von einer Bäuerin erhalten; Bier und Schnaps haben in der Erlenschänke den Hunger nur ein wenig übertäubt. Jetzt fällt er ihn an wie ein reissendes Tier. Er muss etwas zwischen die Zähne bekommen, sonst verreckt er wie ein Hund.

Mit hartem Knöchel pocht er gegen die niedere Holztür. Im engen Flur wird ein Licht sichtbar, das eine blonde, runde Frau mit der Hand gegen den Luftzug schützt. Sie lugt durch das Guckloch der Tür und fragt: "Wer ist 'n draussen?"

"Ein Arbeitsloser, der Hunger hat," knirscht der Fremde zwischen den Zähnen hervor. Es klingt fast wie eine Drohung.

Da öffnet sich die Tür einen Spalt, und der flackernde Lichtschein fällt auf die Gestalt des Fremden. Die Frau schaut in ein Gesicht, das ihr Grauen einflösst. Muss ihr Mann gerade heut so lange ausbleiben! Einen Augenblick fühlt sie ihr Herz schneller schlagen; aber dann zwingt sie sich zur Ruhe. Ihr Mann muss ja jeden Augenblick kommen. Und Hunger tut weh! Sie kennt es aus den bösen Kriegsjahren.

"Kommen Sie in den Flur, ich werd' Ihnen etwas geben." Dabei zieht sie die Tür vollends zurück und lässt den grossen Mann ein.

Der lässt sich auf die Bank fallen, dass die in allen Fugen kracht. So sinkt nur ein Todmüder zusammen, denkt die Bäuerin und fühlt einen warmen Strom durch ihren Leib rinnen. Sie stellt das Licht auf den Bord und geht in die Stube, lässt die Tür offen, dass der Lichtschein der Hängelampe breit und hell in den engen Flur flutet.

Der Fremde sitzt zusammengesunken auf seiner Bank und starrt mit leeren Augen in den Raum, in dem er die Frau werken sieht. Auf dem Tisch steht noch allerhand an Tellern und Schüsseln, eine bauchige, buntglasierte Kaffeekanne — ein Teller ist noch unbenützt, als warte er auf einen verspäteten Gast. Auf dem abgeschabten Wachstuchsofa balgen sich zwei stramme Jungen mit einer spielerischen Jungkatze, in einer Wiege schlummert ein zweijähriges, pausbäckiges, flachshaariges Mädel.

Da kommt die Frau in den Flur zurück, bringt dem Fremden einen Teller Bohnensuppe und ein paar Schwarzbrotschnitten, dick mit Schmalz gestrichen.

Der Mann greift gierig nach den Speisen.

Die Frau ist in die Stube zurückgegangen; sie will ihm nicht zeigen, wie ihr das Mitleid in die Augen steigt, und freut sich, dass sie ihm helfen kann; er muss ja halb verhungert gewesen sein. Nun trägt sie ihm auch noch etwas Kaffee hinaus, legt noch eine dicke Brotschnitte dazu.

Der Fremde isst und trinkt und spürt, wie ihm die Lebenskraft wiederkommt. Aber nun, da er seine Gier gestillt hat, fängt es in seinem Innern an zu bohren. Wenn die Frau wüsste, wen sie beherbergt? Vielleicht war der Beraubte aus ihrem Dorfe. Er muss schleunigst weiter. Der Boden brennt ihm unter den Füssen. Weiter! Weiter — ja wohin?

Da hört er die Stimme der Bäuerin. "Wenn Ihr keine Nachtstatt habt, könnt Ihr im Heu schlafen; der Boden hat noch Raum."

Der Fremde murmelt einen Dank; aber müsse weiter. Ob er über das Totmoor gekommen sei, fragt die Frau. Die Antwort ist unverständlich; aber die Frau achtet nicht weiter darauf. Sie plaudert allerlei; sie warte auf ihren Mann, der heute Morgen nach der Stadt gegangen sei, um seinen Honig zu verkaufen. Sonst sei er immer um Sonnenuntergang zurückgewesen.

Die Frau kann in dem Halbdunkel des Fremden Gesicht nicht sehen, sonst wäre sie wohl erschreckt zurückgefahren. Halb abgewandt stösst der die Frage zwischen den Zähnen hervor: "Bäuerin, wie heisst Euer Mann?"

Einen Augenblick staunt die Frau, dann sagt sie, und es klingt fast verlegen: "Nu, der Linke-Bauer heisst er."

Da fährt der Mann jäh in die Höhe, dass die Bank umstürzt,

"Nicht der Gedanke ist der Dämon, der in das Paradies des Glaubens als Verführer und Verderber eindringt, vor dem der Glaube sich als seinen Erbfeind panzern muss, sondern nur die gedankenlose Oberflächlichkeit."

streckt die Hände weit von sich, als fürchte er sich vor ihrer Berührung, stürzt im nämlichen Augenblicke wie gehetzt zur Tür.

Dem Weibe lähmt der Schrekken die Glieder. Entsetzt starrt sie hinter dem Fremden her, der zur Tür hinaus ist, ehe sie noch rufen kann. Endlich rafft sie sich auf und tritt hinaus ans Gartentor. Aber die Nacht hat den Fremden verschluckt — bleich geistert das milchige Licht des steigenden Mondes über dem Totmoor. Wo ihr Mann nur bleibt? Es ist schon neun Uhr. Wenn er nicht bald kommt, darf sie ihn heute nicht mehr erwarten. Dann ist er drüben zur Nacht geblieben oder kommt spät über die Landstrasse. So kann's Mitternacht werden. Warum ist der Fremde nur so Hals über Kopf davon gesprungen, als er ihres Mannes Namen erfuhr? Sie ist nicht furchtsam, aber sie wird ein engendes, würgendes Gefühl nicht los. Gern ginge sie ihrem Manne ein Stück entgegen; aber sie kann die Kinder nicht allein lassen.

Und während die Bäuerin schweren Herzens langsam in ihr Haus geht, stürmt der Fremde den Weg zurück, den er gekommen. Sein Blut hämmert in den Schläfen, der Atem geht ihm pfeifend aus der Brust. Aber er darf nicht rasten; jeder Augenblick ist kostbar. Wie hatte der Förster in der Erlenschänke erzählt? Ein paar Stunden dauert es, bis einer im Totmoor versackt: langsam zieht es ihn hinab, tiefer immer tiefer. Wenn er bis zur Brust darin ist, drückt es ihm die Luft ab, wenn der Verunglückte nicht vorher vor Angst gestorben ist.

Der Linke - Bauer darf nicht versacken. Der nicht, in dessen Hause er Barmherzigkeit gefunden hat wie der verlorene Sohn im Hause seines Vaters.

In langen Sprüngen hetzt der Mann weiter. Da sieht er in der Ferne einen dunklen Streifen auftauchen. Das ist das Erlenbruch. Dort ringt einer mit dem Moortod, wenn er noch ringen kann! Wird er zurecht kommen — noch helfen können? Immer schneller springt der Fremde auf dem schmalen Pfad dahin. Ein Glück, dass der Mond so hell leuchtet. Gedanken hat er nicht mehr, nur vorwärts stösst es ihn. Da ist er am Bruch. Einen Augenblick hält er an; er muss Luft holen, sonst sprengt ihm das jagende Blut die Adern. Suchend blickt er umher. Dort ist der Erlenstumpf, auf dem der Bauer gesessen hat. Wenn der Mond nur noch heller schiene! Die Erlenbüsche werfen hier allerhand zuckende Schatten.

Da — dort — da ist etwas Ungefüges — nur ein Schritt vom Wege. Er erkennt ihn deutlich — bis an den halben Leib steckt der Bauer in dem dunklen Geröhre. Sein Gesicht kann er nicht sehen, nur dass seine Hände sich in den Binsen verkrampft haben, als könnten die ihn halten.

"Linke - Bauer!" presst der Fremde aus würgender Kehle hervor. Es klingt wie tonloses Röcheln, und noch einmal: "Linke-Bauer! Ich helf Euch!"

Doch es bleibt stumm drüben im Moor. Da rafft der Mann seine ganze Kraft zusammen. Er denkt daran, was der Förster vom Retten Versackter geredet hat, reisst von den nächsten Erlen lange Aeste mit viel Blattwerk und wirft sie über die Binsen. In ein paar Minuten hat er die Brücke fertig, tritt darauf und atmet auf, als er sie unter seinen Füssen halten fühlt. Nun legt er sich nieder und schiebt sich an den Bauern heran, fasst den Leblosen unter den Armen und fängt an zu ziehen. Sie haben ihn oft wegen seiner Hünengestalt geneckt, die Genossen im Werk. Jetzt ist er dem Schicksal dankbar für seine Kräfte. Zwar muss er sich anspannen, dass die Muskeln ihm heraustreten und die Adern an Hals und Stirn wie Stricke schwellen; aber bei jedem Ruck merkt er, wie der schwere, ungefüge Menschenleib ein Stück höher kommt. Endlich ist er am Ziel. Noch ein schluchzendes, ächzendes Stöhnen, dann hat der Fremde den Bauern geborgen. Er trägt ihn an die breitere Stelle im Bruch und legt ihn sorgsam auf den Boden.

Und wenn er nicht wieder zu sich kommt, wenn er zu spät gekommen ist? Es darf nicht sein! Er schabt ihm den Moorschlamm von den Kleidern, so gut es geht; dann fängt er an ihn zu reiben und die Arme zu beugen und zu strecken, wie er es gesehen hat im Werk bei Wiederbelebungsversuchen Verunglückter.

Eine halbe Stunde müht er sich mit dem Bauern ab; der Schweiss rinnt ihm in Strömen vom Gesicht — manchmal möchte er schier selbst hinter dem Atem bleiben.

Er muss einen Augenblick ausruhen, setzt sich auf den Erlenstumpf. Sein Hirn ist ihm wie ausgebrannt; starr blickt er in das bleiche Gesicht des Bauern, über dem zuckende Lichter des Mondlichts spielen.

Da fährt er aus seinem Brüten auf. Aefft ihn ein Spuck, oder ist's Wahrheit? Zucken nicht die Lider über dem Auge? Und während der Mann sich niederbeugt, um genauer sehen zu können, hört er einen tiefen Seufzer und sieht, wie die Brust des Mannes sich hebt und senkt. Eine heisse, jagende Freude zittert durch des Fremden Herz.

Nach ein paar Minuten ist der Bauer bei Besinnung; nur schwach ist er noch, kann nicht begreifen, was mit ihm geschieht. Ist alles nur ein Traum gewesen? Der Fremde hat ihn vollends auf die Beine gebracht, schiebt ihm die Arme unter die Achseln und trägt ihn halb beim Gehen. Leicht ist es nicht auf dem schmalen Pfad für zwei Menschen, und oft muss der Fremde den Bauern hinübertragen; und freut sich wieder seiner Körperkraft.

Zwei Stunden brauchen sie, bis sie aus der Ferne das Haus erblicken. Noch immer blinzelt das Licht aus dem Fenster im Mondflimmer.

Kein Wort haben die Männer

(Schluss auf Seite 22)

ES FIEL EIN REIF

Roman von Henriette Brey

(Fortsetzung)

Zwar an Märchen glaubte Lorenz schon lange nicht mehr; das hatte der Hannes ihm gründlich ausgetrieben. Höchstens hätte er noch an böse Kobolde und Zauberer glauben mögen. Statt der versonnenen Märchenverträumtheit lag jetzt eher trotzige Verschlagenheit in seinem Wesen. Und ein seltsamer Wirklichkeitssinn im Aufspüren von allerlei Gelegenheiten, sich schadlos zu halten für Entbehrungen und Mißhandlungen. Er war wie einer, der ständig in Abwehrstellung ist, immer geduckt, wie auf dem Sprung, zu flüchten. Erbitterung und Groll glommen in seinen Augen. Er hatte den scheuen Blick eines verprügelten Hundes. Alles Weiche und Feine war in ihm totgeprügelt.

Denn das Verprügeln verstand der Hannes Lohmann gut. War etwa Strenge gegen die Kinder nicht ein gutes Werk, das sogar in der Heiligen Schrift stand? . . .

Als der Bauer Distelkamp einmal von „Amtswegen" dem Hannes Lohmann Vorstellungen machte, weil sein Ziehkind ständig in der Schulversäumnisliste stände, da wusch das dürre Männchen seine Hände in Unschuld. An ihm lag's nicht. Wahrhaftig nicht! Er schickte den Jungen mit seinen eigenen Kindern pünktlich hin. Ja. Aber da half eben keine Güte; der Junge sei nun einmal faul und störrisch!

„Nu also, Hannes, wenn keine Güte hilft, muß man's eben mit Strenge versuchen," meinte der Vorsteher gemütlich. „Mal ab und zu die Rute brauchen, Hannes! Wir haben's ja schon in der Schule gelernt, das Sprüchlein: „Wer die Rute spart, haßt seinen Sohn!" Das steht in der Bibel."

„Wer die Rute spart, haßt seinen Sohn . . ." Nein, Hannes Lohmann haßte den Lorenz durchaus nicht, obschon er nicht sein Sohn war. Das wäre ja Sünde! „Wer seinen Sohn liebt, züchtigt ihn." Wenn also die Rute der Maßstab der Liebe war . . . gut. Daran sollte es nicht fehlen. Keiner sollte ihm einen Vorwurf machen.

Ja, ja, es war halt ein arg schweres Amt, fremde Brut aufzuziehen! Schwer und verantwortungsvoll.

Und Hannes Lohmann fühlte sich fast als ein halber Martyrer.

* * *

Heiß brüte die Sonne. Kein Blatt regte sich in der drückenden Schwüle. Sogar die Schwälblein duckten sich verschlafen tief ins Nest, ungestraft durften Mücken und Fliegen durch die Luft schwirren.

Hannes Lohmann und seine magere Frau stapften schwer beladen mit einer „Lieferung" zur Stadt. Und so konnte Lorenz, der morgens die Schule besucht hatte, diesen Nachmittag bei seinem Freunde zubringen — trotz des strengen Verbotes der Pflegeeltern.

Er warf verächtlich den Kopf auf. Was scherte ihn das Verbot? Er tat's doch.

Wenn auch das dicke Ende nachkam — das kam ja stets nach, bei allen Dingen.

Also Lorenz hockte in der Stube des Schustertoni. Oder vielmehr, er lehnte mit schmerzhaft verzogenem Gesicht mürrisch gegen die Wand und fuhr zuweilen unwillkürlich über seine verlängerte Rückenlinie.

„Tut's noch arg weh? Was hast denn angefangen, Bub?" fragte der Schustertoni teilnehmend.

„Birnen gemaust."

„Hm, Birnen, ja," nickte Toni verständnisvoll. „Birnen sind süß. Aber das Bittere kommt gewöhnlich hinterher, sozusagen. Wie viel waren's denn, Bub?"

„Birnen? Weiß nit; alle Taschen voll."

„Nein, Hiebe mein' ich."

Verwundert sah der Leidtragende den Toni an. Als wenn man Schläge zählte, wenn sie auf einem brannten!

Er zuckte die Achseln. Dann besann er sich. „Zwölf, sagt der Martin. Er hat aufgepaßt, daß ich nicht weniger kriege als er."

Der Schustertoni zählte an den Fingern ab. „Da fehlen noch siebenundzwanzig — sonst wärst du wie der heilige Paulus, sozusagen."

Lorenz wußte noch nicht viel vom heiligen Paulus; aber so viel ahnte ihm, daß zwischen dem „heiligen" Paulus und ihm etwelcher Unterschied obwaltete.

„Hat der auch Birnen gemaust, Tonivetter?"

„Oha, Birnen gemaust! Bild' dir nix ein! Nee, deshalb nicht. Aber er hat von den ekligen Juden auch Hiebe bekommen. „Vierzig Rutenstreiche weniger einen," so steht's in der Bibel. Ja, und du bloß zwölf. Das ist ein Unterschied, mein Sohn! Vierzig tun weher als zwölf, sozusagen. Ja. No, da setz' dich jetzt her und iß deine Butterstulle; ist Blutwurst drauf."

Vorsichtig ließ der Knabe sich nieder, stand aber bald wieder auf. „Nee, 's geht nich."

„Mußt nächstens zwei Hosen anziehen, Jung," belehrte mitfühlend der andere.

„Hab' doch bloß die eine!"

„Dann mußt du sie mit Zeitungspapier dick auspolstern, das hilft auch," riet Toni sachverständig, im Gedenken an die eigene Schulbubenzeit.

„Wir haben ja keine Zeitung," murrte Lorenz.

„Ach ja. Aber ich. Hab' sie früher immer vom Schul-

meister bekommen, wenn der sie gelesen hatte. Die hab' ich alle bewahrt, ganze Päcke voll. Da geb' ich dir einen Pack mit."

Aber Lorenz schüttelte bekümmert den Kopf. „Das rauscht beim Draufschlagen, das merkt er."

„Ja, ja, 's ist nicht so einfach," nickte Toni. „Merkwürdig übrigens, daß alle sich immer diesen unschuldigen Körperteil zum Hauen aussuchen," grübelte der mitleidige Flickschuster mehr sachlich als poetisch und zart. „Auf dem Rücken ist doch mehr Platz, sozusagen! Und dann sind doch noch die Ohren da zum Ziehen, und das Tatzengeben auf die Hand, was, Jung? Aber so is es wohl auf der ganzen Welt, glaub' ich. Wart', da liegt ja doch noch in der Schublade oder im Kasten das Büchlein „Gottfried, der Student"; das hat mal ein junger Lehrer hier liegen lassen. Da steht auch so was drin. Ich muß doch mal nachsehen."

Eifrig kramte er in dem Kasten herum und fand zuletzt auch das halb zerrissene Buch. Das Titelblatt fehlte. Schmid oder irgend so 'nem „Klastiker". Kuck, hier die fei-
„Is wohl von Goethe oder Schiller oder Christoph von
nen Bilder! Na, der Gottfried wird oft ordentlich versohlt."

Er blätterte geschäftig. „Ah, hier steht's, was ich meine:

> Was der Einfalt bloß erscheinet
> Als ein Instrument zum Sitzen,
> Dieses wußten weise Männer
> Pädagogisch auszunützen.

Hm, der Lehrer mag wohl „weise" sein. Aber der Hannesvetter?" brummte Toni zweifelnd.

„Was heißt das, pädagogisch, Tonivetter?"

„Pädagogisch? Nun ja, pädagogisch heißt ... Frag' nicht so dumm, Bub! Selbstverständlich weiß ich ganz genau, was pädagogisch heißt; es ist sogar was ausbündig Gelehrtes. Aber du kannst das jetzt noch nicht verstehen. Wenn du mal klüger geworden bist, erkläre ich's dir."

Damit gab der Knabe sich zufrieden.

Draußen ging ein Mädchen vorbei, ein Körbchen am Arm. Ihr offenes, ährenblondes Haar fiel lang über den Rücken.

Lorenz stand schon am Fenster. „Da geht Mooshubers Luischen," murmelte er. Und dann unwillkürlich, wie in einem Rückfall in seinen Märchenglauben: „Ein bißchen nach Gold sehen ihre Haare aber doch aus, mein' ich. Guck nur, Toni. Ich hab' früher immer gemeint, die seien gesponnenes Gold."

Der Schustertoni warf nur einen flüchtigen Blick hinaus und spuckte geringschätzig aus. „Der Fratz!"

Die Mooshubers konnte er nicht recht leiden. Sie ließen nie Schuhe bei ihm machen, sondern kauften sie für ihre Prinzessin in der Stadt.

„Gold?" sagte er verächtlich. „Nee, Bub, da hast du keine Augen im Kopf, sozusagen. Das ist ja bloß ganz gewöhnlichordinärgemeines Gelb! Schau' sie dir bloß mal darauf an!"

Betroffen sah Lorenz dem Mädchen nach und sagte nichts mehr. Hm, der Tonivetter war arg gescheit — es mußte also doch wohl ...

Dann vertiefte er sich in den Kalender vom Toni mit den schönen Bildern, bis es höchste Zeit zum Nachhausegehen war.

Aber als er am folgenden Tag dem Luischen wieder begegnete, sah er ihre Haare genau an. Wahrhaftig, der Toni hatte recht: ganz gewöhnlichordinärgemein gelb waren sie!

Der letzte Schimmer aus der Märchenwelt war endgültig von Lorenz gewichen.

12.

Es stand in den Sternen geschrieben, daß dem Niemandskind jede Heimstatt für seine heimatsehnende, irrverflogene Seele wieder entrissen werden sollte.

Etliche Jahre lang hatte Lorenz wenigstens hin und wieder die Herdwärme und heimliche Betreuung des Schustertoni verspürt. Aber einmal in einer sturmvollen Nacht gab der Schustertoni, dessen keuchende Brust schon lange hoffnungslos mit einem unerbittlichen Würger rang, den atemraubenden Kampf auf — streckte sich lang, röchelte den letzten Atemzug und tat die Augen zu.

„Ich pfeif' auf die ganze Welt," krächzte aus der Ecke vom Schusterschemel her trübsinnig die zahme Dohle, die den poetischen Namen Rosamunde führte — denn der Toni hatte irgendwo gelesen, daß die schöne Herzogin Irmgard ihren Lieblingsfalken Rosamunde hieß. „Ich pfeif' was auf die ganze Welt!"

Der da still und kalt lag, hatte der rätselvollen Welt den Rücken gekehrt und sich dahin geflüchtet, wo es auf alle Grübelfragen Antwort gab. Auch auf die eine, schwere: Weshalb die Welt einem Kinde, das doch schuldlos ins Leben getreten war und nichts verbrach, fremde Schuld als eigene anrechnete und es brandmarkte? Weshalb sie alles Licht aus seinem armen Leben auslöschte und es von ihrer Liebe und Fürsorge und Gemeinschaft ausschloß — seine Seele hungern ließ, ihm Steine statt Brot gab: diese Welt, die den Knaben keine Güte und Wahrhaftigkeit und Gottesliebe lehrte, nein Haß und Heuchelei und Rachsucht säte ... und sich dann wunderte, daß die Saat aufging! Daß aus dem scheuen, verschüchterten Knaben im Laufe der Jahre ein unbändiger, lügenhafter, boshafter Junge wurde, verstockt und tückisch.

Hatte nicht Einer ein Wehe ausgesprochen über die Verderber der Unschuld? ...

Die Einsicht des Schustertoni reichte nicht aus, all diese schweren Dinge in Einklang zu bringen. Das mußte er schon dem Einen überlassen, dessen Wege dunkel und unerforschlich sind, der aber Macht hatte, auch eine ganz heillos verfahrene Sache zuletzt wieder einzurenken.

Nein, der Toni konnte sich nicht länger damit abgeben, das Kind der armen Suse zu hüten. Er würde ihr das drüben schon klar machen, wenn sie beide, wie er stark hoffte, zusammen durch die himmlischen Palmgärten spazieren gingen.

Und dann mußte man droben mal Umschau halten bei den mächtigsten Heiligen, wie da etwa zu helfen wäre!

Oder lieber gleich zu Gottvater gehen und das arme, arme Menschenschicksal in seine grundgütigen Hände legen ...

Und also: schnöde Welt, ade! Ich fahr' dahin in Gottes Namen. Amen.

* *
*

Am Nachmittag des Tages, da sie den armen Flickschuster mit dem reichen Gemüt und dem kinderfrohen und

kindergläubigen Herzen in sein allerletztes Bett gelegt und mit Heimaterde zugedeckt hatten, da kauerte ein wildschluchzender Junge hinter dem Holzschuppen des Schusterhäuschens.

Die alte Dohle Rosamunde duckte sich in seinen Arm und drehte unbehaglich den Kopf, als von oben immer neue Tropfen ihr glanzloses Gefieder näßten. „Ich pfeif' auf die ganze Welt," krächzte Rosamunde mißmutig und sträubte die zerschlissenen Federn. Aber ihr neuer Herr tat dem unangenehmen Regenfall keinen Einhalt. Er weinte zum Steinerweichen.

„Lorenz! Lorenz!!" schrillte eine Stimme von drüben über den Lattenzaun.

Der Knabe hielt gewaltsam inne mit dem Weinen und wischte mit dem schon nassen Ärmel seiner Jacke über das Gesicht. Trotz verhärtete seine Züge. Mochten sie rufen! Er kam nicht. Er hatte es satt. Satt bis zum Hals hinaus.

„Lorenz! Lorenz! Soll ich dir Beine machen?"

Schritte kamen. Ganz schmal drückte er sich hinter die Schuppentür und hielt der Rosamunde, die schon wieder ihrer Weltverachtung Ausdruck geben wollte, den Schnabel zu.

„Verflixter Bengel, wo steckst du? Das Schwein muß gefüttert werden; und dann noch Rüben kleingemacht! Na, wart nur . . ."

Der Suchende schlurfte wieder fort.

Ein gehässiger Blick folgte ihm durch die Ritze. Hah, der konnte lange suchen. Mochte Martin oder Karl die Arbeit tun! Dem Lorenz fiel's nicht ein, heimzugehen.

Sie würden ihm vielleicht wieder die Dohle abzunehmen versuchen. Martin hatte sie ihm gestern ja schon streitig gemacht. Nun, das war ihm schlecht bekommen. Die mächtige Beule vor der Stirn und die blauen Flecken im Gesicht waren ordentliche Denkzettel. Dafür konnte man schon die Vergeltungsprügel mit in den Kauf nehmen.

Er lachte höhnisch, während ihn noch ab und zu ein trockenes Aufschluchzen stieß.

Rosamunde befreite jetzt unwirsch ihren Schnabel aus seinen Fingern und schwatzte heiser: „Ich pfeif' auf die ganze Welt!"

Aber der Trost wollte bei ihrem Herrn nicht verfangen. Jammervoll war's ihm zu Mute. Ein entsetzliches Gefühl von Verlassenheit bohrte in ihm. Stumpfe Leere gähnte.

Ein Hundeleben war's! Wenn man nur mal alles kurz und klein schlagen könnte!

„Tonivetter! Tonivetter! . . . Still, Rosamunde, er wird nicht mehr lebendig!"

Da horchte Lorenz auf. Verwehte Klänge auf der Dorfstraße. Ah, Musikanten, die hier durchzogen!

Lebhaft sprang er empor. Musik übte immer einen seltsamen Zauber auf Lorenz Graf aus. Und Orgeldrehern und fahrenden Musikanten lief er stets durch's ganze Dorf nach, noch jetzt als hochaufgeschossener Junge.

Ach wenn er doch so was auch könnte! Der Schustertoni hatte ihm noch neulich versprochen, bei nächster Gelegenheit ihm eine Klarinette oder Flöte zu kaufen . . . Aber nun war er so rasch gestorben.

Ja, und nun fiel dem Lorenz auch die böse Geschichte mit des Schreiner-Pauls Klarinette ein.

Er ballte die Faust. Er hatte doch gar nicht stehlen wollen, da er Sonntag nachmittags, als er den Paul zu seinem Schatz gehen sah, heimlich durch's offene Fenster stieg.

Nein, nicht stehlen, das war ewig und ewig gelogen! Bloß das Zauberding mal von nahe besehen — die Klarinette, die der Paul so fein spielte und die immer auf dem Wandbrett neben der Tür lag, wie er es abgelauert hatte. Unwiderstehlich hatte es ihn getrieben, immer näher, immer näher. Nur ein einziges Mal sie in der Hand halten . . . vielleicht auch ganz leise hineinhauchen — oder wenigstens die Finger auf den kleinen blitzenden Dingern fühlen!

Wie besessen von seinem Verlangen war er gewesen. Wie im Traume, ja wie in einem Zwangszustand trieb's ihn, daß er leise durch's Fenster stieg.

Was brauchte die alte Frau, die er gar nicht bemerkt hatte, aus ihrem Nickerchen aufzufahren und ein verrücktes Geschrei zu machen? Natürlich, da war's vorbei! Und es stand für alle fest: der Lorenz Graf ist bei dem Schreiner-Paul eingebrochen und wollte stehlen!

Er hätte bloß mal das Musikding besehen und fühlen wollen?

Sie lachten. Eine nette Ausrede! Nee, für so dumm müßte er sie nicht halten! . . . Sie schleppten ihn nach Kirchhalden zum Vorsteher Distelkamp und steckten ihn dort für eine Nacht ins Spritzenhaus.

Lorenz knirschte mit den Zähnen. Die Schmach, die sie ihm damit angetan hatten! Und dann der Hohn der andern Jungens nachher! —

In der Ferne verklangen die Töne der Blechmusik. Es wurde still. Bloß Rosamunde krächzte noch verschlafen: „Ich pfeif' was auf die Welt."

Lorenz zuckte es plötzlich in den Füßen. Wenn er nachliefe? Zu den Musikanten lief' und mit ihnen zöge? Kein Hahn würde danach krähen.

Ja, in die Freiheit! Er konnte für sie mit dem Hut an den Häusern vorbeigehen. Er konnte auch Musik lernen — so ein schönes, glänzendes Blasinstrument . . . . Ja, sie nahmen ihn gewiß.

Und er brachte doch auch die Dohle mit! Das würde Spaß machen, wenn es an den Türen rief: „Ich pfeif' was auf die ganze Welt." Da gaben die Leute sicher einen Pfennig mehr . . . . Der Schustertoni war tot. Nun hatte Lorenz keinen mehr. Niemand würde ihn vermissen oder gar ihm nachtrauern!

Heidi, fort in die weite Welt!

Ganz von dem Gedanken beherrscht, schlich Lorenz behutsam durch das verwilderte Gärtchen, zwischen Hecken hindurch, und gelangte um das Dorf herum auf die Landstraße, auf der die fahrenden Musikanten zogen.

Geglückt! — Nun vorwärts!

Er rannte ihnen nach und holte sie am Waldweg keuchend ein.

„Laßt mich mit! Laßt mich mit!" rief er atemlos den Männern zu, mit einer Angst in der Stimme. „Ich will bei euch bleiben! Ich kann Geld einsammeln für euch. Will alles tun. Laßt mich mit!"

Verblüfft standen die vier still. „No, Bürschchen, wo kommst du denn her?"

„Da hinten aus Forst. Laßt mich bei euch bleiben! Ich möcht' auch Musik machen lernen."

„Bist deinen Leuten entlaufen? Es scheint so."

Er nickte heftig. „Ich kann's nicht mehr aushalten. Ich geh' nicht zurück."

„Wem gehörst denn, Fratz?“ fragte einer mit rötlichem Schopf, der eine nickelblitzende Flöte unterm linken Arm trug.

„Niemand.“ Aufsteigende Tränen würgten Lorenz in der Kehle. „Niemand. Ich bin ein Gemeindekind. Bin fortgelaufen.“

„So, so, ein Gemeindekind,“ murmelte ein Graubart mitleidig. „Nu ja, da wirst du nicht auf Rosen gebettet sein. Kenne das. Na, dann bleib' halt bei uns. Nicht, Kameraden?“

„Hm,“ meinte ein anderer bedenklich. „So einfach ist das nicht. Wird uns die Polizei auf den Hals kommen. Nee, nee, Kameraden, lassen wir die Finger davon.“

Lorenz hing sich voll Angst dem Graubart an den Arm. „Laßt mich doch! Keiner fragt nach mir, niemand mag mich leiden. Der Schustertoni ist tot — der war gut. Ich kann Geld einsammeln, alles was ihr wollt. Und hier meine Dohle, die kann sprechen. Da haben die Leute Spaß.“

Er schnippte mit den Fingern auf ihren Schnabel, und wie auf Befehl krächzte Rosamunde: „Ich pfeif' was auf die ganze Welt.“

Da lachten sie alle und redeten dann halblaut miteinander. „Nun, so magst halt bei uns bleiben,“ gewährten sie. Und selig zog der Junge mit ihnen des Weges.

Sie fragten ihn eine Weile aus und er erzählte von seinem erbärmlichen Leben. Zuletzt wollten sie den armen Schelm aufheitern und spielten ihm ein Stückchen vor. Da lachte er fröhlich.

Dann schlug der Gerhard, der Waldhornbläser, vor: „Singen wir was Lustiges! Hast du schon was gehört von dem Räuberhauptmann Brinkhoff vom Niederhein, Lorenz? Na, dann wollen wir dir mal das „grausige Moritaten-Lied“ vorsingen.“ Schallend stimmte er an:

„Brinkhoff war in jungen Jahren
Schon ein rechter Vagabund.
Früh schon mußt' man dies erfahren,
Früh schon wurde dieses kund.
Denn er konnt' das Bös' nicht lassen,
Das Gericht ihn mußte fassen,
Denn er trieb es gar zu arg,
Denn er trieb es gar zu arg.“

Holla, wer kam denn dort des Weges? Ein Polizist!

Na, sie hatten nichts zu fürchten. Waren zwar lustige Vögel, die Fahrenden, aber ehrliche Kerle. Und trieben ihr Gewerbe mit Bewilligung der hohen Obrigkeit.

Doch Lorenz versteckte sich erbleichend hinter dem Rücken des Buchner-Karle mit dem dicken Baß. Er hatte mit Schrecken den Polizeidiener von Kirchhalden erkannt, der ihn damals auf Distelkamps Befehl ins Spritzenhaus gesperrt hatte. Herrgott, wenn das gut ging!

Seine Zähne klapperten vor Angst. „Lieber Gott, mach', daß er mich nicht sieht!“

Scharf musterte der Diener der Ordnung die Ankommenden und gewahrte plötzlich den schon sich duckenden Jungen.

„Eh, wer ist denn das? Der Grafs Lorenz! Was bedeutet das? Ausgerissen, häh?“

Schon hatte er ihn beim Kragen gefaßt und forderte im Amtstone von den erschrockenen Musikanten Auskunft.

„Nein, nein — wir haben ihn nicht mitgelockt! Er ist uns nachgelaufen. Konnt's daheim nicht mehr aushalten. Nicht, Junge? So hast du doch gesagt. Wir haben

---

Das Totmoor

(Schluss von Seite 18)

gesprochen auf ihrer nächtlichen Wanderung.

Nun stehen sie am Gartentor. Da langt der Fremde in seine Jacke, nimmt des Bauern Geldtasche heraus und reicht sie ihm. "Hier, Bauer, Euer Geld — vergebt, was ich Euch angetan — Ihr habt ein Prachtweib — Gott erhalt sie Euch."

Der Bauer, dem die Sinne noch immer kraus durcheinander wirbeln, will etwas sagen. Aber er ist immer noch wie vom Traum befangen: Die Erlenschänke — der Förster — der Fremde — das Totmoor — er versinkt —.

Da werden Schritte vom Flur her laut.

"Mann, bist du endlich da?" fragt von drinnen eine ängstliche Stimme. Und als keine Antwort erfolgt, tritt die verängstete Frau vollends hinaus ins Mondlicht, sieht ihren Mann am Gartentor lehnen und den Fremden neben ihm, den sie gespeist und der so rätselhaft davongesprungen. "Herrgott im Himmel, wie siehst du denn aus, Mann!" ruft die Bäuerin schrekkensbleich.

"Wir kommen vom Totmoor, Bäuerin," sagt der Fremde mit düsterer Stimme — "Euer Mann wäre versackt, wenn Ihr nicht gewesen." Die Frau will noch etwas sagen; aber der Schreck lähmt ihr die Zunge. Als sie sich umsieht, ist der Fremde verschwunden.

Wieder ist's, als habe die Nacht ihn verschluckt.

Ueber dem Totmoor aber flimmert und gleist das Silber des steigenden Mondes.

Ein Mutterherz

(Schluss von Seite 10)

nen Posten als Hilfspriester in einer entfernten Pfarrei anzutreten. Diesmal wurde der Julie die Trennung so schwer wie noch niemals. — Als er fort war, begann sie schon die Wochen und Tage zu zählen, wann er übers Jahr wieder kommen würde.

Nach acht Jahren erhielt der Joseph einen selbstständigen Posten als Seelsorger. Er nahm jetzt seine Mutter zu sich, und nun begannen friedliche, selige Tage für das schwergeprüfte Frauenherz.

———o———

"So, Fritzchen, nun iss schön deinen Lebertran! Ich musste ihn als kleiner Junge auch essen!"

"Hast du davon deine rote Nase, Onkel?"

nichts damit zu tun. Unsere Papiere sind in Ordnung."

„So? Na, ich wollt's auch geraten haben," schnarrte der Polizeimann. „An dem Früchtchen könntet ihr euch überessen. So, Bursche, ich bring' dich jetzt wieder heim. Das Weitere wird sich finden, du Racker!"

Lorenz zitterte. Kreideweiß rief er: „Ich will nicht! Ich will nicht!! Laß mich los, ich will mit den Musikanten!"

„Na, so geh gutwillig heim, Junge," redeten die Leute ihm verlegen zu. „Wir können dir ja nicht helfen, armer Schelm! Wird wohl mal eine bessere Zeit für dich kommen."

Den gutmütigen Männern tat der verlassene Knabe ehrlich leid.

„„Ich will nicht! Nein! Nein!"

„Kerl, mach' mich nicht wütend," schnauzte der Polizist. „Willst du wohl . . ."

Roh riß er ihn voran, den alten Weg zurück. Aber Lorenz wehrte sich verzweifelt. Als der Mann drohte, ihm Handschellen anzulegen, schlug er wie rasend um sich. Dabei entflatterte die Dohle und schrie heiser: „Ich pfeif' auf die ganze Welt."

Außer sich vor Zorn griff der Polizist nach dem Tier und drehte ihm mit einem Ruck den Hals um.

Aufheulend warf Lorenz sich gegen ihn, biß ihm wie sinnlos in Hand und Arm — und sank plötzlich wie ein Klotz mitten auf dem Wege zusammen.

„Rosamunde! Rosamunde!" wimmerte er.

Dann ließ er sich willenlos fortführen. Und achtete es nicht, daß bei seinem Einzug ins Dorf eine Schar von Gaffern und johlenden Kindern ihm nachlief bis zu Lohmanns Häuschen.

Aber Hannes Lohmann wagte es diesmal nicht, den Ausreißer zu verprügeln. Irgendein gefährliches Flakkern in den Augen des Todbleichen warnte ihn davor . . . .

Lorenz Graf aber dachte, als er auf seinem dürftigen Lager mit wachen Augen ins Dunkel der Nacht starrte, es wäre besser, wenn er neben dem Schustertoni läge. Oder bei seiner toten Dohle am Wegrande.

13.

Dieser ungute Tag hatte in der mißhandelten Seele von Lorenz Graf das letzte Weiche, Gute und Sehnsüchtige zertreten. Nur böses Unkraut blieb zurück und wucherte üppig. Und wenn noch hin und wieder ein besseres Gefühl wie ein spärliches Blümchen auf zerschlagenem Saatfeld sich aufzurichten versuchte, so erstarrte es bald wieder im Rauhreif der Kälte und Lieblosigkeit.

Fortan kehrte Lorenz sich bewußt gegen seine Peiniger und sann darauf, sich für alle Unterdrückungen zehnfach zu rächen.

O er hatte nichts vergessen! Schimpf- und Schmähreden, hämische Verunglimpfung seiner Mutter, rohe Behandlung — alles brannte sich ihm ein. Die ganze Welt war ihm feindlich entgegengetreten . . . nun wurde er der Feind aller. Im Geheimen brütete er auf Rache.

Und es geschah nun fast Tag um Tag allerlei im Dorf. Junge Obstbäumchen wurden zerknickt, Hühner vergiftet, Saatbeete verwühlt, Fenster eingeschlagen, die mühselige Heimarbeit vieler Tage verdorben, Schulbücher zerrissen, ein Brückensteglein angesägt, Tieren Schaden angetan.

Nein, das war kein mutwilliger Knabenschabernak. Das waren schlimme Streiche, heimtückisch und boshaft.

Sie trafen oft Unschuldige. Sie trafen Kinder, wenn er an die Erwachsenen nicht herankonnte; Tiere und Sachen, wenn er dadurch die Eigentümer zu schädigen vermochte.

Ja, nun hatten die Eltern Recht, wenn sie ihre Buben vor dem Umgang mit dem „verkommenen,boshaften Lorenz" warnten.

Aber das erbitterte Lorenz Graf vollends.

Gut, nun wollte er es ihnen erst recht heimzahlen! Alles heimzahlen!

Seine Pflegegeschwister fingen an, ihn zu fürchten. Und Hannes Lohmann wagte schon lange nicht mehr, ihn zu strafen, so unbändig wehrte der mit den Jahren stark gewordene Junge sich — und um so empfindlicher rächte er sich.

Hannes Lohmann lief zu Distelkamp.

Er mochte den Lorenz nicht mehr im Hause haben! Nee, er war es satt. Arbeiten konnte Lorenz freilich, aber sonst . . .

„Nun ja," wehrte der Vorsteher verdrießlich. „Immer die Scherereien mit dem Jungen! Ist böser Wildwuchs, freilich . . ."

Aber der Hannes Lohmann habe doch auch Vorteil davon! Viel Hilfe! Und — hm, na ja, ein bißchen viel geprügelt habe er ihn auch! Ja. Die Nachbarn hätten das erzählt. Uebermaß tut selten gut! Nun, der Bengel müsse jetzt schon bleiben, wo er war. Nix dran zu machen! Aber mit vierzehn Jahren solle er zum Bauern verdingt werden oder in die Fabrik gehen. Bis dahin möge der Hannes mit dem verflixten Lorenz ein bißchen gelindere Saiten aufziehen —.

Tief beleidigt ging Hannes Lohmann nach Hause.

* *
*

An einem schwülen Sommersonntag schlenderte Lorenz zur selben Wiese, auf der er damals verzweifelt in unverstandenem Weh geschluchzt hatte, als Karl Böhmers unreine Giftworte wie ein Frostreif auf seine junge Kindesseele gefallen waren.

Heute saß zu seiner Ueberraschung an derselben Stelle, wo er im Grase gelegen hatte, Karl Böhmer und angelte im Bach.

Karl Böhmer sah den um mehrere Jahre jüngeren Lorenz von der Seite an.

Hm, heute wäre der ein nicht zu verachtender Gegner! Groß und schlank und sehnig. Mit einem Zucken in den Fäusten; das besagte: „Wenn du mir was willst, du — heut bin ich nicht mehr bange! Wag es nur!"

Karl Böhmer wurde nachdenklich. Er hatte jetzt so recht keinen ebenbürtigen Freund, mit dem er mal lustige Streiche ausführen konnte.

Hm, der Grafsjunge — wäre vielleicht zu gebrauchen . . .

Er nickte ihm gönnerhaft zu. „Willst du mit fischen, Lorenz?"

Halb geschmeichelt, halb mißtrauisch sah der Gefragte auf. Nickte dann stumm mit dem Kopf und hockte neben

ihm nieder.

Bald begann Karl Böhmer zu sprechen — abgehackt, nur andeutungsweise . . . hin und wieder ein Wort hinwerfend, das den andern zu unruhigen Fragen reizen sollte . . . .

Sie saßen am Bachrand wohl eine Stunde. Schwül war der Tag . . . und schwül war das, was Karl Böhmer mit verhaltener Stimme herauszischelte — mit einem Flackern in den Augen.

Es war neu und aufreizend. Es jagte Blutwellen ins Gesicht — und ließ einen doch wieder erschauern in unbewußter Abwehr . . . .

Als die beiden am Abend nach Hause schlenderten, waren sie „Freunde" geworden.

Es war eine unheilvolle Freundschaft. Der Schustertoni war nicht mehr da, um Lorenz vor der gleisnerischen Schlange zu warnen. Und so wandte sich die hungrige Seele dahin, wo sie an Zuneigung glaubte.

Karl Böhmer aber lachte hämisch und stachelte ihn immer von neuem.

Ein Dummkopf sei er, für fremde Leute sich abzuschinden! Das Geld komme ihm selbst zu. Ja. Und wenn man ihm nichts gäbe — nun, man konnte es sich doch heimlich nehmen! Das war kein Kunststück. Sich ab und zu ein paar lumpige Groschen nehmen! Dafür wollten sie sich dann zusammen mal gütlich tun . . .

Karl Böhmer gebrauchte sehr oft „ein paar lumpige Groschen" — und Lorenz verschaffte sie ihm. Dafür weihte Karl Böhmer den Lorenz in alles ein, was er selbst wußte.

Und er wußte viel — traurig viel.

(Fortsetzung folgt)

Ich vergass es nicht!

Von CARO

Ein eisiger Wind fegte über die Landstrasse, die von den vor Kälte erstarrten Pappeln umsäumt wurde; ein zeitweiliges Klirren vom eingefrorenen Bächlein her war das einzige, was die Ruhe des winterlichen Morgens unterbrach. Langsam schlenderte Hans zur Schule. Es war nicht nur die kalte Brise, die ihm eine Träne in die Augen trieb, es war auch noch, und dies besonders, die Erinnerung an den gestrigen Abend. Weil er, Hans, angeblich zu wenig Holz gesägt und gespalten habe, nahm ihm der Vater das Schulbuch aus der Hand und schlug es ihm um die Ohren. Dann hatte er mit der Mutter zu zanken begonnen, weil sie ihn, den lernbegierigen Buben, in Schutz genommen hatte. Allerhand wüste Worte hatte er ihr gesagt in seinem angeheiterten Zustand, und dies war es, was Hans noch fast mehr weh getan, als die Schläge, die er um den Kopf bekommen hatte. Mit trüben Gedanken trottelte Hans des Weges, bis sein Freund Herbert zu ihm stiess. Wenn er es doch nur halb so schön gehabt hätte wie Herbert; warme Kleider, ein geheiztes Zimmer und statt des trockenen Brotes, das er zur Pause mitnahm, solches, das mit Butter und Konfitüre bestrichen war. Herbert wusste schon, wieviele Entbehrungen Hans auf sich nehmen musste, und weil er ein gutes Herz besass, schenkte er seinem Freunde dies und jenes. Er ging sogar soweit, dass er auf gewisse Sachen verzichtete, obwohl er dies gar nicht nötig gehabt hätte, um Hans dafür ein Geschenk machen zu können. Herberts Mutter sah dies wohl und hatte Freude an dem mitleidsvollen Herzen ihres Sohnes, und war es nun Weihnachten oder Ostern, hatte Hans Namens- oder Geburtstag, jedesmal hatte sie für den anständigen armen Buben auch eine Gabe bereit.

Die Jahre flossen dahin, Herbert und Hans blieben Freunde, bis die Schulzeit zu Ende war und das Schicksal die beiden trennte. Herbert blieb zu Hause in der Fabrik seines Vaters, während Hans in die Welt hinauszog und Kaufmann wurde. Wenn er gedacht hatte, die Sorgen würden nun nicht mehr so gross sein, dann war er das Opfer einer gründlichen Täuschung geworden, denn der Kampf um das Dasein forderte einen hohen Tribut. So musste er denn anfänglich tüchtig sparen, nur um jeden Monat wenigstens einige Batzen seiner Mutter heim senden zu können. Doch je härter ihn das Schicksal anfasste, umso zäher und verbissener kämpfte er und arbeitete sich von Stufe zu Stufe empor. Durch sein tatkräftiges und aufbauendes Schaffen erwarb sich Hans bald das Vertrauen des Inhabers der Firma, und er wurde von ihm häufig zu Konferenzen und Geschäftsabschlüssen zugezogen. In dieser Eigenschaft bewährte er sich so glänzend, dass er zum Direktor avancierte und als solcher allein bald hierhin, bald dorthin reiste, um Geschäfte zu tätigen.

Es war wiederum an einem kalten Wintermorgen. Hans entstieg seinem Mercedes, um sich zu einer Besprechung zu begeben, da tönte ihm eine bekannte Stimme ans Ohr: Morgenblatt. Hans blickte auf. Nein, das konnte nicht sein, das war nicht möglich, vor ihm stand Herbert, bleich, abgehärmt, mit bittenden Augen, die zu sprechen schienen: "Kauf mir doch eine Zeitung ab." Doch Herbert musste ihn erkannt haben, denn er wandte sich sogleich, weil... vielleicht schämte er sich. Hans rief energisch: "Herbert," und drückte dann seinem einstigen Freunde herzlich die Hand. Die beiden wären sich sicherlich am liebsten um den Hals gefallen, hätte sie nicht die Oeffentlichkeit davon abgehalten. Nach ein paar Worten zog Hans seine Brieftasche, entnahm ihr eine 20er Note und kaufte eine Zeitung. Anstatt das Herausgeld anzunehmen, sagte er zu seinem Freunde, er möge um halb 12 Uhr wieder hier sein, dann sei seine Besprechung zu Ende, und er habe Zeit.

Herbert wartete schon eine geraume Weile bei dem Auto, als Hans exakt um halb 12 aus dem Geschäftshaus trat und ihn nach seiner Adresse fragte. Während der kurzen Autofahrt hatten sich die beiden viel zu erzählen. Herberts Vater war gestorben, und skrupellose und gerissene Spekulanten hatten es verstanden, Herbert zu bewegen, Einkäufe zu tätigen, die sein Budget überstiegen, bis es soweit kam, dass er eines schönen Tages mitsamt seiner Mutter auf der Strasse stand und weiterhin auf der Strasse blieb, um mit den paar Franken, die er als Zeitungsverkäufer verdiente, seine alte Mutter und sich zu erhalten.

Gross war die Freude Herberts Mutter, als sie Hans erblickte und grösser noch, als sie erfuhr, dass es ihm gut gehe und wie er sich emporgearbeitet habe. Als er ihr den Vorschlag machte, doch zu seiner Mutter zu kommen, um bei ihr zu wohnen, wollte sie zuerst nicht annehmen, willigte dann aber ein, als Hans zu ihr sagte: "Ich vergass es nicht und vergesse es nicht, welche Freuden sie und Herbert mir in meiner Jugend bereitet haben, und es ist nicht mehr als recht, wenn sie zu uns wohnen kommen. Du aber, Herbert, bist von nun ab mein Privatsekretär."

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Vol. XIV. March 1946 No. 6

RECONVERSION

RECONVERSION! This is the post-war rallying cry, the guide to action that is heard and seen everywhere, on the radio, in the press. Labor union strikes are blamed for retarding "reconstruction." But what does "reconversion" really mean? It is not merely transforming an amunition plant into an automobile factory nor a war-time industrial mill into a nylon hose shop. It means far more than a mechanical change. "Reconversion" signifies a change both spiritual and moral; it implies a transformation of the people's mental attitude, a process not to be accomplished overnight.

Five years ago the United States Government was at peace with the world. Suddenly that peace was blasted by the tragic cry of "Remember Pearl Harbor!" All the country's resources, propaganda agencies, and billions of dollars were put into action to "convert" the mind of America to war and hate. It seemed to be an accepted fact that hate is indispensable to waging war. Christ's words "Love your enemies" were not uttered with mental reservations such as, "except in war-time." Enemies thrive on war, not on peace.

This moral and mental "reconversion" must be based on Christian principles which demand the inclusion of "all men" in the plan of transforming the world today. Unfortunately this "reconversion" for peace and love of all men is not propagandized on screen and radio, nor has General MacArthur's solemn warning reached all ears. This famous leader declares that mankind must return to God if civilization is to continue. "We have had our last chance; only the spirit will save the flesh." This clearly means that "reconversion" to peace-time industries is impossible, unless there be "reconversion" to love of God through love of neighbor." The task for every American to insure peace is to see in his neighbor a reflection of God's Fatherhood and Christ's Brotherhood."

"Osservatore Romano," the Vatican newspaper, asserts, "All the problems that it was claimed would be solved by war, have been made worse or more complicated. War still remains... a luxury to the rich, and let us not say that the rich are the most righteous." War has not yet been outlawed; therefore, permanent peace is not in sight and "reconversion," in the true sense, has not even begun. In other words, the universal conscience is still dormant. In this "reconversion" business no examination of conscience has taken place in the United States. Lying propaganda is foisted on the people with still greater effrontery. Totalitarianism is still rife as Russia is employing every device to slough off the United States' influence for promoting democracy in Europe. There is no doubt now that the occupation administra-

CONTENTS

Reconversion 26

It's A Man's Life 28
by Bro. R. P. O'Neill, O.M.I.

Irish Keepsake 30
by Owenita Sanderlin

Medical Corner 34
by J. H. Schropp, M.D.

Young Man, Go North 35
by Willim A. Leising, O.M.I.

Beatitudes of Peace 37

It May Interest You 38

The Question Box 39

Have You Heard these? .. 40

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

tion in Germany is creating new problems, new hates, and even a Hitlerian technique of censorship. It is shocking to learn from Dr. Max Jordan, N.C.W.C. correspondent, that American uniformed officers have censored pronouncements of the Catholic Bishops of Germany.

All this injustice must cry to Heaven for "mercy." Is there any ray of hope on the horizon of world chaos? The Catholic Hierarchy of the United States issuing their pronouncement to the nation, last November, declared, "The war is over but there is no peace in the world... we are in perhaps the greatest crisis of human history." They propose to the Catholic people in particular a "program for Catholic Action to be advertised, popularized, and made the objective of a determined campaign to restore a militant Christian policy in national and international affairs." The Bishops laid bare unequivocally the powerful forces working behind the veil of pretense spread by propagandists on controlled radio and in the secular press with the deliberate purpose of destroying American traditions and free institutions.

It would be interesting to know the number of Catholics who, having Catholic Action at heart, have read the complete text of the Hierarchy's declaration, so that, responsible as they are for implementing this program, they will take militant action in Christian, not materialistic "reconversion." How many have joined the Bishops who "On bended knees, ask God in His Blessed Providence to help us be the vigorous champion of democratic freedom..."?

"Mary Immaculate".

"Sometimes Russia uses our vocabulary and talks of democracy and rights, but it attaches distorted meanings to the words. We think in terms of our historic culture. We see God-given, inviolable human rights in every person, and we know democracy as the free collaboration under law of citizens in a free country."

(From the statement, "Between War and Peace," issued by the Bishops of the United States, November, 1945.)

———o———

The defensive complex is a negative of the essential law of Christian love. We are not members of a sitting, sleeping, snoring Church of Christ, but are called to be by Baptism and Confirmation, soldiers of the marching, militant, conquering church.

—F. A. Morlion.

Marriage and the Child

By Fr. Nietsche

I have a question for thee alone, my brother: like a sounding-lead, cast I this question into thy soul, that I may know its depth.

Thou art young, and desirest child and marriage. But I ask thee: Art thou a man entitled to desire a child?

Not only onward shalt thou propagate thyself, but upward. For that purpose may the garden of marriage help thee!

A higher body shalt thou create, a first movement, a spontaneously rolling wheel—a creating one shalt thou create.

Marriage: so call I the will of the twain to create one that is more than those who created it.

One Moment

It is far better to seek counsel before marriage than to retain counsel after. And remember that you may have to seek it; those best able to give it are so well experienced with the insanity of infatuation that they regard the volunteering of advice as the suicide of friendship. Those best able to give it are those who know marriage, those who know you, and those who know the girl. Line them up in this fashion:

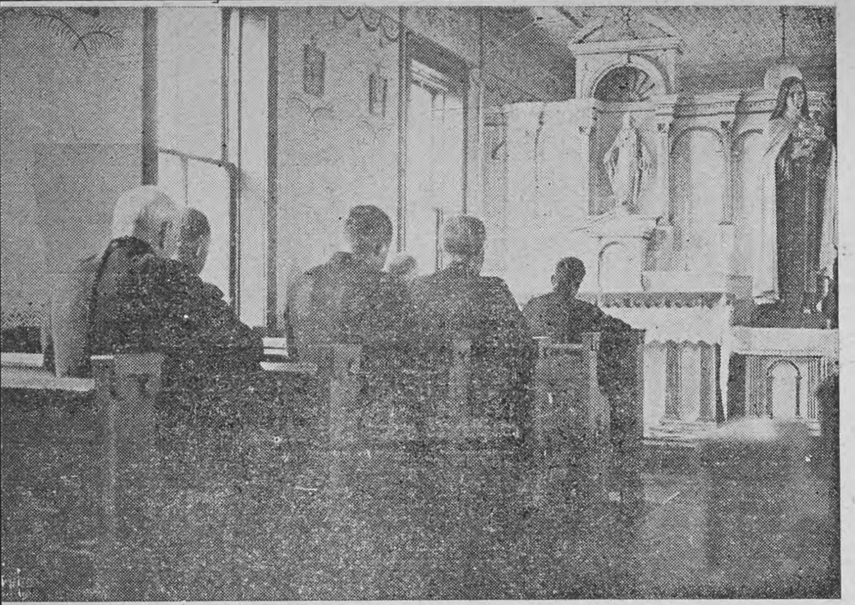
1. **Your father.** Ordinarily, at 20 a boy refuses advice from father; at 30 he listens to it; at 40 he seeks it, and at 50 he regrets that father no longer lives to advise him. For once in your life take him into your confidence, even if he is self-conscious about it. He knew enough to pick a good mother for you.

2. **Your mother.** If your father knows a lot about marriage, your mother knows ten times more. It takes a woman to size up a woman. If your mother says, "Thumbs down," let it be so.

3. **Your confessor.** All kidding aside, he knows more about marriage than a man who has had five wives. Such a man knows five things that can wreck marriage; and the priest knows 100 or 1,000. Sooner or later the problems come to the priest; it is wise to make it sooner.

4. **Her kid brother.** Win his confidence. You can learn more about her disposition from five minutes with him than you can in five years of courtship.

The Notre Dame Bulletin (15 March '41).



. . . It's A

In a Missionary Congregation such as the Oblates of Mary Immaculate the Lay Brother fills an essential role. Without him many missions literally could not exist. It is the Brother who builds the churches, schools and hospitals in the Far North, who drives the dog teams, pilots the boats, cuts the wood for the ever-hungry fireplaces, and with his rod and gun supplies the food for the population of the mission. One out of every four Oblates is a Lay Brother, yet there are never enough of these "hidden apostles" to meet the growing needs of the missions.

Not only in foreign fields are the services of the Lay Brother in demand. In the houses of study, parishes and missions of the United States and Canada the Brothers are entrusted with less spectacular but equally important duties. In the houses of formation they run the farms, tend the boilers, care for the gardens and do much of the domestic work. Most of our large parishes have Lay Brothers as sacristans and porters. On the home missions they turn their hand to everything. Generally speaking the Lay Brother fills those posts which do not require priestly ordination but which, because of their close connection with the House of God, are best manned by persons dedicated to God by the vows of religion.

The First American Province was fortunate to receive in its early days a number of devout and hard-working men as Lay Brothers to whose prayers and labor the spiritual and material advancement of the Province is in no small part due. Most of them have gone to their eternal reward, but a few of these hardy veterans are still carrying on, despite their advancing years. Among them is Brother Alfred Jutras—known to the people of the Immaculate Conception Parish in Lowell as "Brother Work"—whose beautiful gardens in Columbus Park have long been a show spot of the Spindle City. Then there is Brother Lawrence, dean of our Lay Brothers, who for

EVERY Catholic is so familiar with priests and nuns that he takes them for granted and finds nothing strange about their vocation. But to many Catholics a Religious Brother is something hard to understand. Men who wear a religious habit and still are not priests. What is their work? What kind of life do they lead?

In general, Religious Brothers may be divided into two classes. There are those who belong to communities made up solely of Brothers and founded for some particular work such as teaching or nursing. The Christian Brothers and the Brothers of Mercy are communities of this kind. In their government they are much like communities of Sisters, having their own Brother Superiors, with a priest acting as chaplain.

Then there are Brothers who belong to communities of priests. Their vocation is of a nature that brings them seldom before the public eye. It is their task to relieve the priests as far as possible of temporal work and allow them to devote all their time and energy to the care of souls. To distinguish them from the clerical members of the community they are called Lay Brothers.

The Lay Brother has no voice in the government of the community but he is a full-fledged member of the Order or Congregation, taking the religious vows of poverty, chastity and obedience and enjoying all the spiritual privileges of the institute. He wears the religious habit of his Order, generally with some distinguishing mark. Oblate Lay Brothers, for example, wear a cassock with covered buttons and an Oblate Cross that is somewhat smaller than that of the clerical members.

Man's Life!

By

BROTHER RAYMOND P. O'NEILL, O.M.I.

Did you know that one out of every four Oblates is a Lay Brother? One of them tells you about the life of these "Hidden Apostles" who labor so devotedly for God's Poor.

* * *

years was sacristan and man-of-all-work at Lowell's Sacred Heart Church; Brother Saulinas, baker and fireman at the Tewksbury Novitiate; and Brother John, who has devoted twenty-five years to beautifying the grounds and running the boilers and laundry at the Washington Scholasticate. The reverence and affection in which they and the other older Brothers are held by all the Fathers of the Province is a tribute to the loyalty, self-sacrifice and devotion of these hard-working men of God.

It was to encourage vocations to the Lay Brotherhood that the late Very Rev. William J. Stanton, O.M.I., established Dontenwill Novitiate for Lay Brothers at Essex, N.Y. In the nine years of its existence Dontenwill has received vocations from all parts of the country. The postulants may vary in age from sixteen to forty. Some are recent high school graduates, others men with years of experience in the world. But all have one thing in common: while not feeling called to the priesthood, they desire to dedicate their lives and talents to God by the vows of religion and to further the Oblate apostolate to the poor by their prayers and labor.

For six months the postulant divides his time between prayer and work. He learns to serve Mass and to perform the various domestic tasks required of him. Then he receives the religious habit and begins his novitiate, a year devoted to mastering the principles of the religious life. His novitiate over, the professed Brother usually stays on at Dontenwill for additional training until he is ready to fill a post on the missions. He learns to care for the sacristy, to cook, to drive a car and tractor, to do carpentry and electrical work. He may also learn typing, printing, baking or one of the special skills for which he shows talent. Then his obedience arrives and he is ready to go out and take his place beside the veteran Brothers in the many houses of the Province.

It's a hard life, a Lay Brother's life. But it's also a man's life. And it's a happy life too. One spent in close association with Our Divine Lord, working with Fathers and Brothers devoted to His Service. One in which the Brother knows that his every task, however humble or difficult, has an eternal value in the eyes of God.

(If you are interested in becoming an Oblate Lay Brother, write to Very Rev. Father Provincial, 2026 Winnipeg St., Regina, Sask.)

A War-torn World Looks to Canada for

PRIESTS, BROTHERS, AND SISTERS

DO YOU KNOW that every diocese in Canada needs priests and religious?

DO YOU KNOW that Europe will be unable to supply foreign missionaries for years to come?

DO YOU KNOW that our country supplies only six per cent of the foreign mission personnel?

The Church Looks to Canadian Boys and Girls As the Hope of the Future.

PERHAPS GOD CALLS YOU!
WILL YOU RESPOND?



AN IRISH

★ ★ ★

By OWENITA

DOWN THE windy platform of the Pittsville Railway Station stalked Mrs. James G. Pender awaiting the incoming 3:40 train. All George had said was: "Sending home little keepsake. Take good care of her," And the cable was from Ireland! Later she had been instructed to meet this train from Boston. But George hadn't written himself, and that worried her.

"A little keepsake — her!" Mrs. Pender's bones ground together as the train crashed to a full stop. It was not like George to get interested in a girl. Before he joined the Navy, the minute he was seventeen, all females had been spinach to him, and she had not had reason from any of his letters to believe that he had changed any.

But there on the platform was a girl — alone. Hatless, with long, straight black hair streaming out in the wind, a close-fitting white sweater, and a bright red skirt blowing around her bare knees.

Mrs, Pender closed her eyes — then heard a woman hurrying past her exlaim, "Look at that queer child!" and opened them again. Child? Well, that was more like George. He was always bringing home some stray kitten or mangy pup. Turned loose in Europe, he'd probably send home several shipments of assorted hungry children. She was so relieved that it was no worse that she actually went forward with outstretched hands.

"Are you —? George —?"

The child nodded. She looked to be about fifteen.

"Well! And what is your name, my dear?"

"Eileen." The wide blue eyes staring out from between thick black lashes suddenly crinkled into friendly laughter. "Eileen — Pender!"

It didn't take many questions to find out that Eileen was eighteen, that they had been married only a few moments before the ship sailed, bringing Eileen to his home in America—and that Eileen was absolutely impossible!

"A little keepsake," Mrs. Pender thought grimly. "We'll see about that." The girl had probably got around him with that pretty Irish voice of hers—there wasn't so much to her looks, except her eyes.

She was annoyed to find that Dr. Pender would not be able to get home to dinner, and ate hers at the head of the large, candle-lit table in a frigid silence which Eileen's determined, merry chatter could not even chip. And when she set down her water goblet and touched her mouth with her napkin, she noticed that the mark of Eileen's lips smudged the crystal of her glass. Eileen, meeting her eyes, went hastily after her napkin, but it had fallen to the floor, and when the girl came up again her face was rosy with—was it embarrassment, Mrs. Pender wondered, or defiance?

"I hope she doesn't have an Irish temper," thought Mrs. Pender. "If she does she'll have a hard time in New England."

It was not until after dinner that she spoke to Eileen. "We will get you some suitable clothes on Monday. You may go up to your room now. Or, if you wish, listen to the radio."

"Yes, ma'am," said Eileen.

"Don't call me ma'am!" Mrs. Pender said sharply. Eileen stared at her. "Is it Mother you would like me to call you then?" she asked—and without waiting for an answer turned around and walked slowly upstairs.

Two hours later, Mrs. Pender, struggling to keep her mind on her letter to George, was still wondering if it had been impudence shining in the girl's eyes—or tears.

The question troubled her so deeply that at last she gave up the letter. She stalked upstairs and, since there was a light under the door, rapped loudly. There was a scrambling sound, a leaping onto the bed, and then the soft Irish voice said,

"Come in, then."

"I simply wanted to see if you were comfortable. Have you enough blankets? Do you need a toothbrush or anything? Have you a gown? She wished her voice didn't sound quite so harsh. The child looked frightened.

"Thank you—yes. Yes I do, surely."

Mrs. Pender saw the flimsy white gown hanging on the post of the huge, canopied bed. Eileen, still in her red skirt, was sitting cross-legged in the middle of the patchwork quilt.

"I'll get you one of my flannel gowns. Too large, of course, but it will keep you warm. The wind gets into the house, these bitter March nights."

She strode across the hall to her room and the doctor's, took a neatly folded gown from the wardrobe, and carried it back to Eileen, thrusting it at her.

"It's kind you are, surely," Eileen said, with a wondering look in her eyes. There was something else there, too, an unspoken, anxious request. Mrs, Pender was not quite certain what for, and ignored it.

"Good night."

"Good night to you."

KEEPSAKE

★ ★ ★

The heavy front door banged shut in the wind, and Dr. Pender's voice, hoarse with fatigue from the long day of calls, shouted up the stairs, "Is she here? Did she come?"

"Sure it must be George's father!" Eileen cried.

"He's been going all day," Mrs. Pender said hastily. "I'll have to get something hot into him and get him to bed."

She closed the door firmly on Eileen as James hurried down the hall.

"Agnes! She's here? What's she look like?" His brown eyes twinkled with anticipation. "What's her name? Is she—"

"Yes," Mrs. Pender said grimly. "She is his wife. Her name is Eileen."

"No letter from George today?"

She shook her head. "No—I can't see why—"

Dr. Pender interrupted, looking uncertainly at the closed door. "She's asleep?"

"She's tired after her trip."

"But I wanted to see her!" His eyes made her think of George's when he was a little boy. More often than not, when George had looked at her with those brown eyes, half-merry with impudent confidence that he could get his way—he had got it! Even when he wanted her permission to enlist in the Navy he had finally got it.

"Tomorrow's soon enough," she said firmly.

But the door behind her was flung open, and Eileen came running out.

"It's George's father it is!" she shouted. Mrs. Pender stared in disapproval at her small bare feet, and Eileen stopped short, looking hesitantly from Mrs. Pender to the doctor's round face and twinkling eyes.

"Our little Irish keepsake!" he said tenderly, and opened his short, stout arms for Eileen.

It was exactly what Mrs. Pender had expected. And worse. Eileen came downstairs with them talked a streak, first about George, then about Ireland. It was after they were through with George that she left them. And James did not come to bed until shortly after the clock struck two!

* * *

With such provocation, Mrs. Pender did not feel obliged to try to conceal her annoyance with

SANDERLIN

Eileen the next morning. And she had cause enough for it, certainly, In the first place, when she went, after repeated knocks, into the girl's room at half-past nine—just like the child to sleep through breakfast—Eileen was not there! When she finally showed up, she had apparently been walking down Main Street (in that red skirt, on Sunday!) and her explanation was that she had been to church.

"To church!" Bewilderment slowly changed to dismay as Mrs. Pender, impeccably dressed for her Sunday School class, stared at Eileen, bare-legged in sweater and swirt with a bright kerchief tied over her flyaway black hair. Mass, at St. John's!

"You—you're not a Catholic?"

"Why, surely," Eileen said.

What Mrs. Pender taught her class that morning she did not know. And not one word of the Reverend Baker's long sermon could she report to the doctor when he inquired about it at the dinner table.

She had not meant to worry him about the girl's religion until he had enjoyed his free Sunday afternoon, but before she knew it, Eileen was chattering gaily about the goodness of Father Daly and the beauty of St. John's Church—"So big for such a wee town, it is!"

Mrs. Pender watched her husband's face. Surely, now, he would agree with her that this marriage must be annulled. George had been impulsive—the girl herself would agree that she should not have married one not of her Church. It could all be arranged.

But all Dr. Pender said was, "Will you come into the library after dinner, Eileen, my dear?"

And after the two of them had sat there talking for over an hour, they had come out together—laughing! And the doctor had not made one word of explanation to his wife.

By the end of the day she was too angry at him for not volunteering any information to ask him reasonably what they had been talking about for so long, or what he thought of Eileen's being a Catholic. She found it almost impossible to go to sleep, and when a hurry call got the doctor out of bed around midnight, just as she was finally dozing off, she was wide awake again, filled with resentment.

In the next few days, she and Eileen were alone in the house most of the time. There was an epidemic of flu and pneumonia which kept the doctor out day and night, and her anxiety about him often made her sharper with the girl than she intended to be. After all, Eileen was only a child. The most possessive of mothers—which Mrs. Pender hoped she was not—could not accuse the girl of deliberately scheming herself into marriage. Apparently—from little things she said now and then, and questions she asked about George when he was a little boy—apparently she really loved him.

One morning, going into Eileen's room to straighten up—a thing which Eileen, try as she would, never accomplished to Mrs. Pender's satisfaction—she found Eileen on her knees beside the big bed, a rosary in her fingers, and tears in her eyes. She said that she was praying for George, and a lump came into Mrs. Pender's throat.

She sat down awkwardly on the bed and took Eileen's hand in hers, feeling the rosary hard and strange against her palms. She, too, had been expecting a letter from George, worrying about him. "I know, dear," she said, "I have been praying, too. We—we have the same God, you know."

She felt shy as she spoke of Him. It was not her way ever to speak of Him—or indeed of anything that lay close to her heart. Her love for her husband, or her son—

Eileen was looking at her again the way she had that first night, when she had brought in the warm gown, her eyes hungry — for something more. Mrs. Pender could not tell what. Perhaps this was the time for her to say what she had been thinking about for so long. Might as well get it over with; the sooner the better.

She came more abruptly, and more harshly, to the point than she meant to. She could never seem to say things any other way.

"I don't know much about the Catholic religion, but, my dear, George comes of a long line of staunch Protestants. If you feel—as I expect you do—that you cannot give up your religion, wouldn't it be better for you to give up George—now, while you can, with very little trouble, that is?"

"To give up George, is it?" Eileen asked wonderingly.

"Yes. You—you realize that it will be difficult for him. His position, perhaps. His—children. I understand how you would want your children to be Catholic, but—don't you see? George would want them, also, to—to believe as he does."

For a minute Mrs. Pender thought Eileen was going to be very angry, but the flush died out of her cheeks, and she was very gentle when she finally spoke.

"Dad—Dr. Pender—thought maybe we should wait to let George explain to you himself, but—we've been waiting so long for the letter now—you see, George **is** a Catholic, Mrs. Pender."

Mrs. Pender stood up. Anger was a turmoil inside her, but her voice shook only a little, harsh and calm—the way it always sounded.

"You—forced him to join your Church? But it won't make you happy. He doesn't belong in St. John's, Eileen, he belongs in our Church. He'll see that when he comes home; he'll be sorry. And if you love him, that will hurt you."

"But," Eileen said, "'twas not I that converted him, indeed, for when he came looking at me, it was the first thing he asked, was I a Catholic?"

"I don't understand—"

"He told me—it was on the ocean, it was, in the midst of a great danger, that he came upon Our Lord. Before that, he told me, he did not believe very much in God."

"Why, certainly, he—" Mrs. Pender broke off the indignant retort. George's squirming in church, then, his irreverence, that she had ascribed to his youth and high spirits—the odd questions he asked, had meant then that he did not believe in God?

Well, she would have to try to like Eileen, try to get used to this new idea. And she could hope that when George came home again, out of that horrible world she could not even envision, to the peace of this quiet little town—well, maybe then he would see the mistake into which the emotionalism of war had led him. Meanwhile, she could work on Eileen. If—if he came home.

- - EDITORS - -

Anonymous

If an editor makes a mistake, folks say he ought to be hanged; but if a doctor makes a mistake he buries it. When the editor makes a mistake, there are law suits and a big fuss; but if a doctor makes one, there is a funeral, cut flowers, and perfect silence. A doctor can use a word a yard long, and nobody knows what it means, but if the editor uses one he has to spell it. If a doctor visits another man's wife, he charges for the visit; but if the editor goes, he gets a charge of buckshot. When a doctor gets drunk, it's a case of being overcome by the heat, but when an editor gets drunk it's too much booze. Any college can make a doctor, but an editor must be born.

—The Antonian.

MORE ON EDITORS

Wanted—an editor who can read, write and argue politics, and at the same time be religious, funny, scientific, and historical at will, write to please everybody, know everything without asking or being told, always having something good to say of everything, and everybody else, live on wind and make more money than enemies. For such a man a good opening will be made in the graveyard. He's too good to live.

—The Antonian.

The mailman's whistle sounded at the gate, and she almost ran to the front door. There must be letters from George today. Eileen came running, too, her eyes very bright with the question that Mrs. Pender had to answer with a quick negative shake of her head and tight lips.

Eileen prayed that God would take care of George, but Mrs. Pender did not seem to be able to get quite so close to God as Eileen could to her Saints and her "Lady." Eileen, of course, could get close to anyone. But there had been no more said about calling Mrs. Pender "Mother."

"Is Dad home yet?" Eileen asked now.

"No."

"We'll have to lock him in, surely, for it's sick he'll be if he doesn't get a bit of sleep."

"Yes. That's a good idea."

So Eileen was worried about him too—had noticed that he wasn't looking well at all. Mrs. Pender felt an impulse to reach out and touch the girl, for comfort. But she fought the impulse, as she fought all impulses, until Eileen turned away saying she would just go down the road a piece to look—and then it was too late.

* * *

It was much later, long past dinner time, when the doctor came home, and Eileen came flying in ahead of him, her face almost as white as his.

"'Tis ill he is, surely!" she whispered.

Mrs. Pender caught him as he stumbled toward her, his hand pressed into his side. The spasm of chills that shook him shuddered through her, but she held him up.

"It's pneumonia," she said coldly, fighting against panic. "He had it once before." She did not tell Eileen that he nearly died.

"You know—sulfa—" the doctor gasped.

"Yes, dear. I know just what to do. Don't try to talk."

Eileen helped her get him up the stairs and into his bed. After that, she forgot Eileen, until a long time later, when the girl whispered, "Isn't there something I can do, please?" and she snapped, "No!"

No, there was nothing, only bring water now and then—there was no other doctor within call, and she could not leave him herself for a second. The last time, in a delirium, he had got out of bed and been at the open front door before she discovered him.

His flushed, burning face tossed back and forth in front of her hour after hour. A night passed, and then a day, and then a night again, and she lost count of time. Her eyes kept blurring, and she forced them back into focus again, on his dear face. He talked about George mostly—

"Where's the boy? Why doesn't he write to us?"

Eileen always seemed to be there when anything was needed. Once, Mrs. Pender must have fallen asleep, because she opened her eyes and her neck felt cramped in spite of the pillow Eileen had slipped under it.

And Eileen was watching.

"Don't let me go to sleep again!" Mrs. Pender ordered harshly. "And go get some sleep yourself."

Eileen slipped away, and a few moments later the doctor was asleep. Mrs. Pender clenched her jaws to keep from sobbing out in relief. But scarcely breathing—

He slept for a long time, his breathing more and more sure.

"Thank God!" she whispered.

She looked away from his face at last, around the room for the first time in—how many days wat it?—and saw Eileen, crouched in the far corner of the room, her head down on one hand that clutched her rosary—asleep just as she had tumbled over from her knees. The dear child—

Mrs. Pender picked her up and carried her to her own bed. She tucked the quilt close under the tired little white face, and then bent over to kiss her—a quick, shy peck on the forehead like those she used to give George, before he got too big to be kissed.

Then she asked a neighbor in to watch while she slept herself. "Call me in a couple of hours," she instructed.

But when she next woke up it was morning. If only this meant an early spring—hot sun for her husband.

Eileen's dark head looked in the door, and Mrs. Pender raised up on her elbow and smiled at her. "What time is it?" she asked.

"Sure, you have been asleep twelve hours and 'tis St. Patrick's Day it is!" Eileen retorted merrily. "St. Patrick's Day in the morning."

She was wearing one of the dresses Mrs. Pender had bought—a gray one—and there was a green ribbon in her hair and another at her throat.

"And Dad says we're to have a grand celebration, if it's up to it you feel—" Eileen grinned mischievously. "And the mailman has brought two letters besides!"

She tossed one onto the bed and closed the door on herself.

A letter from George! He was all right, he was fine. His letter had been delayed. He told her all about his Church and his girl—and he souned so happy!

And at the end he said, "You see, Eileen never had a mother since she was born, so I just picked out the swellest mother in the world, and sent her home to you. I'll be along soon, myself, Mom. Love, George."

Mrs. Pender got up, rubbed some cold water over her face, and slipped into a fresh dress. She looked all through her closet until she found the right one. It wasn't especially new—and it really was a bit too short—but it was **green!**

Medical Corner

Contributed by
J. H. SCHROPP, M.D., C.M., L.M.C.C.

DEAR READER:—To-day I am going to take you for a ride, jingle bells and all, through the centuries of time that have gone,. Are you ready? Let's go! Let us imagine ourselves as we were 100 billion years ago and start from the beginning of time. I do not know if these figures will cover the ground sufficiently to satisfy the mathematical appetites of all our modern scientists. The addition, or subtraction for that matter, of a few billions of years more or less will not matter in the least.

What then do we find in this world of ours in the beginning of time? Nothing, absolutely nothing! It is difficult to realize and to visualize a state of absolute nothingness, where we cannot see the sun or the moon or the stars, where we cannot hear the whistling of the wind, or smell the fragrance of flowers, or touch and taste the food that we eat. It is not a total vacuum either, but simply a state of absolute negativity. For reasons, which will become evident as we wander through this negative state, let us assume the admirable attribute of invisibility. It has its advantages to be invisible and yet be able to practice with glee the five senses which most of us still possess.

Let us then be suspended in a realm of nothingness. We can see and hear nothing; it is neither night nor day—we are just floating in space. It is even doubtful if space as such exists in this imaginary realm. We are becoming a little anxious, but what are a 100 billion years! Suddenly, however, after a moment's uncertainty, we begin to see from afar a grayish, luminous speck that seems to have come from nowhere. It approaches us with amazing rapidity. It has now assumed the shape of a cloud—a nebula according to modern scientific nomenclature. It is just a cloud as yet, but there seems to be a definite halo around it, and the entire apparition seems to be in constant motion within itself, like a cauldron of bubbling, boiling, molten metal. To the right of this nebula a small, scintillating speck of light has appeared—the sun. It must be the sun. We know of nothing in this world of to-day that is as magnificent as our sun. The light is becoming more intense, its brightness more blinding. We float cautiously closer to the nebula, which apparently has become motionless. To our surprise, it has become solid. We step upon it and it supports our weight. We pick up a little of its substance and find that it is actually solid, hard ground. We are now standing on our world that has become a material, solid mass — materialized from nowhere and from nothing. Its crust is still warm from the chemicals reactions that have taken place within it.

Not even a blade of grass is visible. The earth's crust is still too hot for vegetation to take root. The heat will perhaps start another chemical reaction on the surface of the earth to produce the seeds necessary—or are the already planted and have not yet had time to sprout? In any case, it feels good to be on solid ground. The terrain looks very much like our Saskatchewan of to-day. Rolling hills interspersed with vales and valleys of various depths and lengths, except for the fact that everything looks bare, rocky and void of vegetation—but this is not unlike Saskatchewan. Suddenly we come to a dip in the ground and are not surprised to find a lake of fresh, sparkling water—certainly a by-product of the chemical reactions that have taken place beneath our feet. (Even now we can hear faint rumblings in the bowels of the earth.) In this lake we see all kinds of very tiny, fishlike animals, or are they bacteria? We sit down beside this lake and watch with fascination how these bits of protoplasm are constantly changing shape. Look at that little fellow scarcely able to crawl! It looks a bit like our Saskatchewan lizard. Look at the thing grow! It's a dinosaur, begorra! Luck is with us, for our invisibility makes it impossible for the monster to see us. Other things in the water have begun to sprout hair. As soon as they hit shore they shake the water from their hides and scamper away. Others grow feathers and fly into the blue overhead. Finally, we see that all these things in the water have become transformed into innumerable creatures all more or less resembling the creatures in our world of 1946. They are different only in the fact that they are immense—not to mention their grotesque proportions. But what of Man? Perhaps we missed him in the confusion of the countless transformations and metamorphoses of inanimate things to immense living creatures. Let us wander on.

After these migrations were completed the deer had to have forests to hide in, and grass to eat; the birds had to have branches to sit upon, and air to support their flight; the bees had to have honey that they could gather. So the grass and the trees began to grow, flowers started to bloom, and the winds began to breeze. But still we find no sign of man. We wander on o'er hills and valleys, along rippling brooks and murmuring streams, across meadows carpeted with the soft, downy

grass of Nature's first spring. The sun, too, has acquired a definite regularity. Millions of stars have appeared in the heavens above us. The moon—we missed its birth—rises and sets. Sometimes it is a red moon that will come creeping over the brim of the horizon, will linger a little while then disappear around the edge of the world. Or it is a bright moon that will circle the twinkling arch of the sky and will flood with mellow light the darkest nooks of night. At other times it is a pale, pale moon that will come lazily creeping across a sunlit sky. And the wind! Nothing is so remarkably changeable as the wind. The Seasons, too, have acquired a definite regularity. Spring, Summer, Fall, Winter,—each has its turn, each its countless comforts and delights.

The World! How wonderful its monotonous order, its design, its dependable regularity! How mysterious, too, its ever changing moods! At night the sky is forever sprinkled with its myriads of stars. And when day comes there is a sun to light, to warm, to quicken the living world. And the clouds! Sometimes they are heavy, rolling storm-clouds; sometimes dainty, fluffy threads of a soft gray—very much of the fineness and texture of a bridal veil. They are forever passing across the blue panorama of the sky, yesterday, to-day, never leaving the slightest trace of their passing,—and when they have passed there is then still left that warm, welcome, impenetrable blue of the sky.

All these transformations have taken millions of years. Sixty million more remain till we come to 1946. We wander on, now through dense forests infested with animals of every

(Concluded on page 37)

YOUNG MAN, GO NORTH

In the Mackenzie, the vast central area of Canada's Northwest Territory, a new world is in the making. Brave young men are needed to carry on the work of the Oblate pioneers

By
WILLIAM A. LEISING, O.M.I.

•

"HOW did you like Alaska?" So many people have asked me that question these past three months that it isn't even funny. But I am really not surprised. During the five years that I was stationed in the Mackenzie Vicariate I received—after long months—letters addressed not only to Alaska but to the Yukon, British Columbia and Hudson Bay.

The poor Mackenzie—how ironic that it could thus be lost! For it is larger in extent than any of the above-named territories—even larger than Hudson Bay if you count only land and not water. It covers an area of 600,000 square miles, not including the unsurveyed islands in the Arctic Ocean. In area it is one fifth the size of the entire United States.

Where is the Mackenzie located? It lies between the territories of Keewatin and the Yukon. If that is no help, a line running due north from Bismarck, North Dakota, would form its eastern boundary. From there it reaches to the Rockies, which run west as they go north, so that its northwestern extremity is not much more than a hundred miles from the Alaskan border. It stretches north from the 60th parallel to the 75th, the Arctic Circle practically bisecting git.

The Mackenzie takes its name from the river which doughty Alexander Mackenzie, a Scotch fur trader, discovered in 1789. It is Canada's Mississippi, only 136 miles shorter than the famous American waterway. If you never heard of it before the reason is that instead of running south into the warm waters of the Gulf, it runs north into the Arctic Ocean. But in Canada's Northwest Territories it has no rival; it is the river, the great water highway which unites the Arctic with the civilized world.

The first Oblate to set foot in the Mackenzie was Father Faraud who in 1856 visited the Indians at Fort Resolution, on the Great Slave Lake. Two years later a permanent mission was established there. In 1858 Father Grolier pushed north to Fort Simpson on the Mackenzie. The following year found him at Fort Good Hope, just below the Arctic Circle. The Oblates had reached the top of the world and had come to stay.

Today there are twenty-seven missions in the Mackenzie, which was made a separate Vicariate Apostolic in 1901. They extend from northern Alberta along the great water highway—the Athabaska, Great Slave Lake and the Mackenzie—to Aklavik on the Arctic Ocean. From Aklavik they stretch east for nearly a thousand miles along the Arctic shore.

The missions are staffed by one bishop, Most Rev. Joseph Trocellier, O.M.I., 49 Oblate Fathers, 43 Oblate Lay Brothers and 90 Sisters (Grey Nuns of Montreal). The Sisters have

charge of our three Residential Indian Schools—at Forts Chipewyan, Resolution and Providence, the Eskimo school at Aklavik and six hospitals. The Catholic population of this vast territory is 9,000 souls.

Our twenty-one river missions administer to the spiritual and material needs of the Indian tribes of the territory—Crees, Chipewyans, Slaves, Dog-Ribs, Hare Skins and Loucheux. The six missions on the Arctic coast, from Aklavik east, are devoted entirely to the evangelization of the Eskimo. Thanks to the zeal of the pioneer Oblates, ninety-eight percent of the Indians in the Vicariate are Catholics. Although the Eskimo missions are of more recent foundation, sixty percent of the Mackenzie Eskimos are now members of the Catholic Church.

So vast is the Vicariate that the average missionary sees only a handful of the missions in a lifetime. But in the summer of 1943 I had an unusual opportunity to visit twenty-three of the missions and twelve mission outposts. It came about this way. Hundreds of natives and a good many whites in the territory were suffering from that most annoying of ailments —bad teeth. Money could not lure a single dentist north. Bishop Trocellier therefore decided that since I had taken a pre-med course,, he would make a dentist of me. I was shipped off to Edmonton to learn the rudiments of extraction, filling and denture-making, and when I had received a private license I headed back to the north country.

My trip gave me a chance to observe at first hand the various tribes of the Mackenzie. Their poverty is appalling. They make their living by fishing, trapping and hunting. Their diet consists of the meat and fish they catch, supplemented by bread made from flour bought at the Company store at twelve dollars a bag. Their winter clothing is made from the material closest at hand—for example, the Hare Skins dress in suits made of rabbit fur. Summer clothing, ammunition, tea, tobacco and other necessities they procure in exchange for the furs they sell to the Hudson Bay Company or other traders.

Although these furs will later sell at high prices in New York or Montreal the Indian receives little for his share in the transaction. As a result he is generally undernourished and wretchedly housed. These factors, plus his indifference to sanitation as we know it, makes him an easy prey to the diseases the white man has brought into the Arctic. Ninety-five percent of the Mackenzie Indians have tuberculosis. Some have only mild cases and live to reach their sixties. But the majority die in their forties or teens.

That is why our six hospitals are always crowded to the doors and why, too, the missionary must be a physician of bodies as well as of souls. There are only seven doctors in the territory, so the missionary must be ready to render first aid and dispense medicine to his people as he goes about his rounds.

But the missionary is more than a priest and physician. This is pioneer country where the only way to get a thing done is to do it yourself. During my five years in the Mackenzie I found that I had to learn to hunt and fish like a native, be my own carpenter, plumber, mechanic and electrician, and also spend many weeks each year as a stevedore when the annual load of supplies came through from the outside. As summer travel is by water, the missionary becomes adept at handling a canoe or motor boat and learns to navigate the treacherous rapids of the river. In the winter he learns to travel with a dog team at a temperature of sixty below and to camp out at night without becoming a human icicle by morning. (The missionary takes all this as a matter of course but it means the loss of precious time. It has its hazards too. I am back in the States now because of an accident in running a power saw which cost me the forefinger of my right hand. One of the greatest needs in the north is more Lay Brother mechanics.)

Travel in the far north is now somewhat easier since the American "invasion" in 1943. In the Fall of that year 2,000 United States troops (1400 of them Negroes) arrived in the Mackenzie to lay the Canol pipeline from Norman Wells to Whitehorse, a distance of nearly 500 miles. With them were some 1400 American civilians. The 14,000 tons of pipe they laid may never be used. But they have left their mark on the north country in the form of six major highways, eleven airports and 185 miles of super-highway from Fort Smith to Hay River. The airports have been taken over by the Canadian Pacific Airways and will greatly facilitate air travel in the north. The highways will be used by everyone, particularly by the missionaries to whom they are a Providential boon.

SOCIALISM AGAINST CATHOLICISM:

Catholicism and true Socialism assume attitudes radically opposed to each other; Socialism advocates the socialization of goods as a general Rule, while private property is conceded as an exception; while the Church lays down private ownership as a general rule although certain socializations are allowed as exceptions."

—G. H. Levesque, OP.

One other thing the Army did was show that the white man can live in the north as comfortably and as cheaply as at home, if he has the machinery to master the hazards of nature. The effect of this demonstration is sure to be felt in the Mackenzie in the years to come and the Indian may find himself forced to share his wild domain with his white brothers.

At the present time ten percent of the population of the vicariate is white. The fur traders were first to arrive, with the missionaries and Mounted Police hot on their heels. Today your small village in the Mackenzie consists of a Hudson Bay Co. store, police headquarters, a mission and the transportation company office. There may also be a free trader at the post, while in the surrounding area will be a few white trappers who make a good living beating the Indian at his own trade.

At Yellowknife, on Great Slave Lake, is a village of a different kind. Here not furs but a much more valuable commodity is the center of life in the strangest community in the Mackenzie. One of the richest gold deposits in Canada is located here and the town is now enjoying a postwar boom that has sent its population soaring to 2,500. Farther north, at Great Bear Lake, is a radium mine which was the center of a boom of a different sort until the uranium deposit there turned it into a military preserve.

These mining ventures are but the beginning of a movement to tap the rich mineral deposits of the Mackenzie, a movement that will bring many new settlers to the north in the years to come. Already the missionaries have shown that farming is practicable as far north as Fort Good Hope. There is a place for thousands of venturous young men and women in this rich and fascinating land, the continent's northernmost frontier.

Beatitudes of Peace

Blessed are they who keep themselves and their people free from the restrictions imposed by false ideas; from the influence of unconquered passion; from inordinate selfishness and from unlawful thirst for power.

Blessed are those who harked to the appeals of the mothers, who gave life to their children that they might grow up in the faith and in generous endeavor, not that they should kill and be killed.

Blessed are those who look into the anguish of leaving the family driven to death by forced separation, who harken to the ever more insistent cry of the common people, who after so much suffering, privation and mourning, ask for nothing more for their life than peace, food and work.

Blessed, finally, are they who understand that the great task of a new and true order among the nations is not possible of fulfilment without raising our eyes to God, and keeping our gaze fixed on Him, who as the Ruler and Guide of human events, is the Supreme Force, Guardian and Judge of all justice and all right.

Blessed are they who remain aloof from egoism and illegitimate thirst for power.

Blessed are those who act so as to promote the seeds of international justice, to whichever group of belligerents they belong.

Pope Pius XII over Radio Vatican.

Doubtless many will be found to go and mine for gold and radium and help build the cities that will form the new north. But will there also be daring youths to go north and mine the more precious treasure of human souls and build the City of God in the northern vastness? If the Indian is to be saved from the evils of the white man's civilization and if the light of Christ is to accompany that of the electric lamp, hundreds of young men and women must go north in the service of God—Priests, Brothers and Sisters who will carry on the work of the valiant Oblates and Grey Nuns who first won the north for Christ. God grant that the United States will send its quota. Young man, if you want to spend your life for Christ, go NORTH!

———o———

MEDICAL CORNER

(Continued from page 35)

description, things that crawl on the ground and hiss at our feet, things that walk and run, things that fly—but still no sign of Man. Are you interested? Read this Corner again next month. Perhaps we will be able to give your bridge-partner more material to talk about. We will eventually prove why there are fat and skinny people, big ones and little ones. So long!

It May Interest You

Joy Doesn't Multiply

If a man says, "I have now drunk four glasses of champagne and I am happy; if, therefore, I drink 32 glasses of champagne I shall be exactly eight times as happy," then he is to be congratulated on his precision as a mathematician, but not as a metaphysician.

—G. K. Chesterton.

* * *

In Madrid, during the Spanish Civil War, a church was desecrated by vandals. A mob gathered inside. One of the looters, Pedro Santallo by name, dressed himself in the vestments of a priest and gave a mock sermon to the crowd from the pulpit. Juan Reta, a confederate of his, entered the main door in the rear and, thinking him to be a priest, shot him dead.

From "Cathechism Comes to Life".

* * *

A member of the British Embassy attended a dinner in Berlin in March, 1939, at which Herr Goebbels was present. Warming himself up, Goebbels dramatically declared, "I shall break the power of the Roman Church as I break this glass." And seizing his champagne glass from the table he hurled it against the wall.

The goblet bounced against the wall, and landed on the floor, not even chipped.

—The Universe.

* * *

Theresa Neumann

Being in deeply pious Bavaria, I was anxious to see Theresa Neumann, the stigmatic, about whom so many books have been written. I found most Konnersreuth houses gutted and burned. The front door of the stigmatic's house was blown out, so I went to the rear. The pastor, a white-haired, pleasant-faced priest, was talking in German with a group of GIs.

In the background was a ruddy, round-faced, blue-eyed, smiling woman in her 40's, a black shawl covering her head. Thinking this might be Theresa's mother, I asked her where Theresa was. Her eyes were merry as she replied in German: "I am Theresa Neumann."

I blessed myself hurriedly. The stigmatic unaffectedly opened her hands, which had been clasped together. On the back of each was a scab of hard dark red, about a half inch square. The palms had small pieces of gauze on the centers, covering fresh open wounds.

Still smiling, Theresa observed that the rear of their home had been severely hit by German artillery, the front by American. Neither hit demolished the house.

When I asked the priest in Theresa's healthful presence if she had perhaps resumed eating, he said Theresa has not eaten a morsel of food nor drunk even a drop of water in the last 17 years.

Looking her 40-odd years, Theresa is robust, able to work, and helps around the house. Her father, mother and sister are also rugged country folk, poor, hard-working.

On numerous Fridays of the year the blood flows from her stigmata in feet, hands and side. During Holy Week this year (as in other years), additional phenomena were evident, nine wounds on her head bled, as where Christ bore the crown; and chest and back bled, as where He was beaten with a metal-tipped scourge.

Notwithstanding the losing of so much blood during Holy Week, and on other Fridays, Theresa quickly regains her strength, and her weight remains substantially the same.

Bishops and archbishops have visited her. Her case has been given clinical study for weeks at a time under constant supervision. At times, as many as 5,000 persons have visited her in a day. Yet, she is as simple as the most forgotten countrywoman.

—Chaplain Donald J. Murphy in the Rochester Courier-Journal.

AMUSING

Children are natural mimics. They act like their parents in spite of every effort to teach them good manners.

——:——

If you think politics easy, try standing on a fence while keeping one ear to the ground.

——:——

Some distant relatives wouldn't be so bad if they kept their distance.

——:——

Money may not buy happiness but with it you can be unhappy in comfort.

——:——

He's the luckiest man in the world—he has a wife and a cigarette lighter, and both of them work.

——:——

Modern Youngster: Prayers are little messages to God, sent at night to get the cheaper rate.

——:——

Jewish interpretation: A Christian is a person who pays retail prices.

——:——

A blotter is something you look for while the ink dries.

——:——

The reason women live longer than men is because paint is a great preservative.

——:——

Many persons call a doctor when all they want is an audience.

——:——

Drinking does not drown your sorrow—it only irrigates it.

The Question Box

Only signed letters will be answered

Who hears the confession of the Pope?

Any priest, to whom the Pope wishes to confess.

Does the Pope receive a special consecration?

No; if not already a bishop, he is consecrated like any other bishop, and as bishop of Rome he is the successor of St. Peter and the supreme head of the whole Church. There is the coronation ceremony, but this is not a special consecration.

What is the difference between a cross and a crucifix?

A crucifix has the image of our Lord's body upon it. A cross has not. It is merely the plain piece of wood. In other words, a cross without an image is a crucifix. It may be of interest to note that Protestants use the cross at their religious services, while Catholics use the crucifix. I once asked a Protestant minister why they use only the cross. The answer was very vague, if it could be called an answer at all. Infact, as he indicated, they are slowly coming back to the old ways — for there was a time when they did not use even the cross.

Are any indulgences gained by having Masses said? Someone was telling me about a special indulgence to be gained by having seven Masses said all at the same time.

Strictly speaking there are no indulgences gained from having Masses offered. The holy sacrifice of the Mass applies the fruits or merits of the sacrifice of the cross. While these fruits are infinite considered in themselves the amount gained in each case depends upon the disposition of those for whom Masses are being offered. There is no special indulgence to be gained by having seven Masses said at the same time.

What is the object of the penance imposed upon the penitent by the confessor?

I believe that a similar question was asked on a former occasion. The purpose of the penance is to afford the penitent the opportunity of paying the debt of temporal punishment due to sin; to give him an opportunity of showing, by the performance of the penance imposed, that his conversion is really sincere and that he desires to undo the past; to impress him with the gravity of his offences; and, by the penitential works imposed, to effect his amendment. By these acts satisfaction is rendered to God, and thus the penance is often known by the name of "satisfaction." It might be well to note that the few "Our Fathers" and "Aves" imposed as a penance in our day will hardly offer full satisfaction and would be considered as nothing when compared with the penances performed in the early centuries. Thus it is important that one say these prayers with great devotion and also endeavor to perform other works of penance.

Have parents a right to ask that their children be at home by a certain time, and know where their children have been?

Parents must be reasonable in this matter, but as long as a child lives under the parental roof, parents have a right and to some extent a duty to decide that the child be home at a reasonable hour and to know where the child has been, especially if there is reason to suppose that the child is not careful about places visited or companions associated with. One of the offices of parents is that of guide and guardian. But how can they fulfill it if they may not know the above? Times have changed customs—e.g., that of chaperoning the young wherever they go—but this has not changed the duties of parents. Some of these duties are based on the very nature of family life. They cannot be changed without in some way harming the home itself. Youth must realize the duties and position of parents in this regard and must co-operate with them. Wise children will always follow the advice of parents in these points, and they may easily sin by disobeying them.

Could you tell me whether the Blessed Virgin had any brothers and sisters?

According to the generally accepted tradition, the Blessed Virgin was the only child of Saints Joachim and Anne.

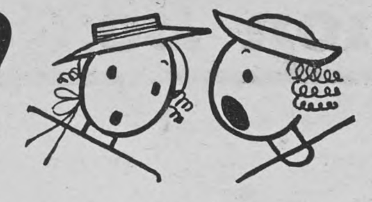
May Catholics belong to and take part in the services of the Salvation Army?

The Salvation Army does good work for the poor and the fallen and certainly deserves to be praised for that work. It is, however, a Protestant sect and has its own religious beliefs, etc., and for this reason a Catholic may not belong to it nor take part in its services.

Were any of the saints ever in purgatory?

When the Church canonizes a person who has lived a saintly life, she does not imply by her pronouncement that the individual did not have to suffer for any length of time in purgatory, but that he is now actually in heaven and enjoying the beatific vision, and thus also able to hear our prayers and to intercede for us before God. More than this the Church does not declare. It would seem, however, that most of them at least did not have to pass through purgatory before gaining the beatific vision.

Have you heard these?



Little Cindy had not been observing the proper table manners, and as a punishment she was made to eat her dinner at a little table in the corner of the dining room. She was ignored by the rest of the family until they heard her saying grace:

"I thank thee, Lord, for preparing for me a table in the presence of mine enemies."

* * *

An inexperienced speaker arose in confusion after dinner and murmured stumblingly:

"M-m-my f-f-friends, when I came here tonight only God and myself knew what I was about to say to you—and now only God knows!"

* * *

"Oh, yes," said Mrs. Lowell-Cabot, proudly, "we can trace our ancestors back to—to—well, I don't know exactly who, but we've been descending for centuries."

* * *

An Englishman was once persuaded to see a game of baseball, and during the play, when he happened to look away for a moment, a foul tip caught him on the ear and knocked him senseless. On coming to himself, he asked faintly, "What was it?"

"A foul—only a foul!"

"Good heavens!" he exclaimed. "A fowl? I thought it was a mule."

* * *

Golf Pro: "Tee the ball."

Fellow: "Sure, I see it, but why the baby talk?"

* * *

One Guy: "Did you mark that place where fishing was so good?"

Another Guy: "Yes, I put an X on the side of the boat."

First Guy: "That's silly. What if we should get another boat?"

At the New York Immigration Office one blank was recently filled out as follows:

Name: Isaac Levy.
Born: Yes.
Business: Rotten.
Living with wife: If you call it living.

* * *

An American touring in the country with an English friend stopped to point out to him a signpost on which some wag had printed this sign:

"This way to Squedunk. Those who cannot read apply at the blacksmith's opposite."

The American roared with laughter, but the Englishman looked puzzled. After they had returned home that night, the Englishman came into his host's room roaring with laughter.

"Ah," he said, "I see the joke now — suppose the blacksmith were out?"

* * *

The story is told of an extra man who once worked in a motion-picture with John Barrymore. It seems that the extra crashed the gates of a party where Barrymore was a guest. Slapping him on the back he said: "Hello, Barrymore, old boy! How are you?

Barrymore coolly replied: "Don't be formal. Call me kid."

* * *

The prisoner was asked why he beat the victim.

"Well, judge, he called me a rhinocerus."

"Umph! Rhinocerus, eh? When did this happen?"

"Jess about three years ago, jedge."

"Three years ago! Why did you wait until today to get even then?"

"Well, judge, de facts am dat I never seed no rhinocerus until dis mawnin'."

"I'm in an awful predicament."

"What's the trouble?"

"I've lost my glasses and I can't look for them until I've found them again!"

The Student's Burse . . .

Previously Acknowledged	$1,633.70
Mr. Anton Boeser, Reward, Sask.	5.00
A Friend from Odessa	5.00
Mr. A. S. Sperling, Regina, Sask.	100.00
Mrs. Carl Bartoch, Salvador, Sask.	1.00
A Friend—Regina	1.00
Mr. Wendelin Wildemann, Adanoc, Sask.	2.00
Total to date	$1,737.70

Please send your contributions to:

The Director of the Missionary Association of Mary Immaculate
c/o Marian Press—924 Victoria Ave.,
Regina, Sask.

Renew your subscription promptly. When moving send in both old and new addresses.

An Appropriate and Pleasing



PRESENT or GIFT

for a

BIRTHDAY, WEDDING or FEASTDAY

for a Relative or Friend

is a year's Subscription to

THE MARIENBOTE

Please send The Marienbote for one year to:

Name ....

Address ....

Enclosed you will find $1.00—also please mail a gift letter stating that the magazine is being sent with the compliments and best wishes of

Name ....

Address ....